DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 7

DM 1.-
Österr. S 7.50; Schweiz Fr. 1.30
Schweden Kr 2.— inkl. ums
Italien L 300; Spanien Pts 28
Printed in Germany

Totenacker der Dämonen



Nr. 7

Totenacker der Dämonen

Als sie die Augen aufschlug, wußte sie, daß es passiert war. Man hatte sie gewarnt, aber sie hatte das Ganze für ein verbotenes Spiel gehalten. Nun war es zu spät, umzukehren. Cindy Parker befand sich in der Hölle. Schwärze hüllte sie ein. Sie schwamm in einem Gefühl von Angst und Beklemmung, das sie noch aus der Zeit ihrer Drogensucht her kannte. Sie glaubte, zuviel Heroin gespritzt zu haben. Die Blondine mit dem kurzen Bubenschnitt, der ihrem Gesicht etwas Burschikoses verlieh, warf den Kopf hin und her. Sie lag auf einer Steinplatte? Auf einem Altar? Cindy Parker konnte es nicht feststellen. Aber der Gedanke daran, daß es vielleicht ein Altar sein könne, erfüllte sie mit einer gewissen Hoffnung, die wie eine Flamme in ihr aufstieg.

Sie könnte laut schreien. Man würde sie vielleicht hören.

Hier, im Keller eines New Yorker Mietshauses, bestand immerhin die Chance, daß jemand auf sie aufmerksam wurde.

Cindy Parker riß den Mund weit auf und schrie. Aber sie hörte nichts. Kein Laut kam über ihre Lippen. Hatte sie die Stimme verloren?

Die gespenstische Atmosphäre um sie herum schien zu atmen, zu leben.

Cindy Parkers Augen gingen hin und her. Aber sie sah niemanden.

Sie versuchte, sich aufzurichten, als sie merkte, daß sie nicht gefesselt war.

Doch auch das gelang ihr nicht. Wie ein Magnet zog die zunehmend wärmer werdende Fläche sie an.

Cindy Parker hatte das Gefühl, als ob glühende Nadeln sich in ihre Haut bohrten. Aber da war niemand, der sie quälte. Niemand, der körperlich war. Und doch existierte etwas um sie herum.

Sie konnte nicht fliehen und nicht schreien.

Und dann kam das Ende.

Auf eine Weise, die an einen Alptraum erinnerte – der keiner war.

Die Dunkelheit zerriß vor ihr.

Aus der Finsternis schälte sich ein überdimensionales Gesicht. Es sah schrecklich aus. Blutüberströmte, zerschnittene, zerfranste Lippen. Ein Grauen packte sie.

So mußte ein Mensch aussehen, der mit dem Gesicht in eine zersplitternde Glasscheibe gefallen war.

Das Gesicht stieg langsam wie ein glimmender Mond aus der Finsternis auf.

In dem Gesicht konnte Cindy keine Augen entdecken.

Zwei schwarze Brillengläser verbargen sie.

Da bewegten sich die zerschnittenen Lippen. Die Zunge kam zwischen morschen Zahnreihen hervor.

Cindy hörte ein scheußliches Geräusch, als ob jemand mit einem

Reibeisen über eine mit Schorf bedeckte Wunde führe.

Eine Stimme hallte dumpf, als würde aus weiter Ferne zu ihr gesprochen.

»Wir haben dir treu gedient. Aber du hast uns verraten.«

Das wollte ich nicht! Die Erwiderung lag ihr auf der Zunge. Sie spannte ihren ganzen Körper an, ohne ein Gefühl dafür zu haben. Sie versuchte die Worte, die sich in ihrem Bewußtsein zu Sätzen aneinanderreihten, laut herauszubrüllen.

Es war ihr nicht möglich.

Die dienstfertigen Geister, die so schnell zur Hand gewesen waren, wenn man sie gerufen hatte, und die dann nicht mehr loszukriegen waren, beschwerten sich.

»Du hast das Gesetz übertreten. Du hattest ewigen Gehorsam geschworen – beim Namen des Meisters.«

Cindy mußte ihnen recht geben, wenn sie ehrlich gegen sich selbst war. Sie hatte sich den Geistern und Dämonen unter Vorspiegelung falscher Tatsachen verschrieben. Immer hatte sie Angst gehabt, einen Unfall zu erleiden, der nicht den Tod forderte, sie aber für alle Zeit verschandelte, so daß sie es nicht mehr wagen konnte, unter Menschen zu gehen.

Nun kam die Anschuldigung der Dämonen aus dem Mund dieses gräßlichen Gesichtes.

»Vertrauen gegen Vertrauen hast du geschworen. Verrat fordert den Tod.«

Die Stimme dröhnte und schlug in ihr ein Echo an, das sie bis in die tiefsten Tiefen ihrer Sinne erbeben ließ.

Ich will nicht sterben! Wie eine Anklage bohrte sich ihr stiller, lautloser Aufschrei in ihr Hirn. Laßt mich in Ruhe! Weich von mir! Ich schwöre allem ab, was ich jemals gesagt, getan und versprochen habe. Ich habe nichts zu tun damit. Weicht von mir!

Aber niemand wich von ihr.

Die Dunkelheit löste sich weiter auf. Das gespenstische Leuchten dagegen verstärkte sich.

Ein eisgraues, grünliches Licht überflutete die öde Landschaft, die Cindy mehr zu ahnen als zu sehen begann.

Kalte Luft strich über sie hinweg.

Cindy war hackt. Es fröstelte sie.

Eigenartige Gestalten tauchten neben ihr auf, umringten die altarartige Erhöhung, auf der sie lag.

Abstoßende Wesen mit schrecklichen Augen und unheimlichen Gesichtern begutachteten sie. Ein teuflisches Gelächter kam aus den Mäulern der furchtbaren Ungetüme, die sich über sie beugten. Rauhe Hände strichen über ihren nackten Körper.

Sie erschauerte.

Es waren Gestalten, die halb Mensch halb Tier waren und deren stinkender Atem ihr ins Gesicht wehte.

»Tötet sie!«

Cindy wurde von Klauenhänden emporgerissen.

Alles in ihr konzentrierte sich auf einen Ausbruchversuch.

Doch sie konnte sich nicht rühren. Sie war wie erstarrt, gelähmt, hilflos diesen stinkenden, abscheulichen Ungeheuern ausgeliefert, die sich freuten, diesen Auftrag zu erledigen.

Cindy Parker wurde durch die düstere gespenstische Landschaft getragen.

Knorrige Bäume, an denen es kein Laub gab, reckten ihre schwarzen Zweige und Äste wie anklagend gegen den bleiernen Himmel.

Die zum Tode Verurteilte konnte nur ihre Augen bewegen. Am schummrigen Himmel glaubte sie die Schatten von geierartigen Vögeln zu sehen, die sich langsam herabsenkten.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm sie wahr, daß diese Landschaft bis zum Horizont ein einziger, unheimlicher Friedhof war, wie sie ihn noch nie gesehen, wie ihn menschliche Augen überhaupt noch nie wahrgenommen hatten.

Armselige Gräser schossen hier und da aus der Erde. Flache, eingefallene Hügel wiesen darauf hin, daß hier irgendwann einmal jemand beigesetzt worden war.

Aus der Dämmerung schälten sich lange, schlanke Säulen. Sie waren geformt – wie Frauenbeine.

Es waren Frauenbeine, die aus dem Boden ragten wie Grabsteine.

Das unheimliche, blutüberströmte Gesicht, in dem ihre fiebernden, überreizten Sinne hin und wieder ihr eigenes zu erkennen glaubte, wanderte vor ihr am düsteren Himmel her wie eine Mondscheibe.

Ich phantasiere, dies ist eine Vision! kam es ihr in den Sinn.

Da wieder die Stimme: »Du wolltest über die Welt, mit der du vertraut wurdest, Außenstehenden Zeugnis geben. Nun siehst du diese Welt in ihrer ganzen Schönheit. Nimm sie in dich auf – denk über sie nach. Du wirst sie nie vergessen. Du wirst immer hierbleiben und in ihrem Boden ruhen. Im Totenacker der Dämonen.«

Da stand plötzlich alles kopf.

Es ging blitzschnell.

Sie begriff noch, daß ihr Kopf nach unten wies, daß ihre Beine in die Luft ragten.

Vor ihr im Boden ein großes, schwarzes Loch. Gerade groß genug für ihren Oberkörper.

Wie ein Pfahl wurde sie in den Boden gesetzt.

Angstwellen durchpeitschten ihren Körper, panisches Entsetzen packte sie. Sie sah ihre Hoffnung schwinden, daß jemand kam, um das

Grauenhafte zu verhindern.

Dies geschieht nicht im Keller des Miethauses! gellte es in ihrem Bewußtsein auf.

Sie hatte die Grenze passiert. Die Dämonen, denen sie gesellschaftlichen und materiellen Erfolg verdankte, so lange sie dem Kreis der Teufelsanbeter angehört und alle Auflagen erfüllt hatte, drehten nun den Spieß um.

Ihre Helfershelfer – wurden zu ihren Totengräbern.

Dumpf fiel die schwere schwarze Erde in das Loch, in dem sie lebendig begraben wurde.

*

»Sie war eine Dienerin – und hat Verrat begangen. Sie erhält ihre Strafe. Ein Neuling auf der Warteliste wird ihren Platz einnehmen. Die Neue ist ahnungslos. Das Gesetz des Meisters befiehlt: für einen Verräter eine Unschuldige. Dann erst ist der Forderung Genüge getan. Der Kreis schließt sich.«

Die Stimme, die Cindy Parker durch die immer dicker werdende Erdschicht noch vernahm, verebbte.

Sie starb einen qualvollen Tod.

Und sie wußte, daß sie dies selbst verursacht hatte.

Es war kein Spiel gewesen, was sie als Spiel angesehen hatte.

Ein Zucken durchlief ihren Körper.

In der letzten Sekunde ihres Todes konnte sie sich noch einmal bewegen.

Ihre langen, schlanken Beine streckten sich. Von den Hüften ab ragte ihr Körper in die kalte Luft des unübersehbaren Dämonenfriedhofes.

Der Wind pfiff. Geiervögel ließen sich auf mächtigen Schwingen herab auf die schwarzen knorrigen Bäume der Teufelslandschaft.

Die Vögel waren die Wächter dieses unheiligen Ortes. Und besondere Gäste.

Cindy Parker hatte ihr gespenstisches Grab im Reich der Dämonen gefunden. Für alle Zeiten würde sie aus New York verschwunden sein.

*

Es wurde Frühling.

Die Luft war mild.

In New York sah man schon sehr viele Passanten in leichter Sommerkleidung. Um die Mittagszeit wärmte die Sonne schon.

Aber davon merkte Sally Swanson nichts.

Die junge Schauspielerin mit der rauchigen Stimme und einer

Figur, wie sie Mädchen auf den Titelblättern der Sexzeitschriften hatten, lag um zehn Minuten nach zwölf Uhr mittags noch im Bett.

Da rasselte das Telefon.

Schlaftrunken wälzte Sally sich auf die andere Seite, gähnte herzhaft und warf die Zudecke zurück.

Sally Swanson war dreiundzwanzig. Seit einem Jahr wohnte sie in einem alten Haus in der 15. Straße in einer vergammelten Dachwohnung, wo die Dachziegel nicht mehr ganz dicht waren und der Regen durch die Decke tropfte. Ein von ihr persönlich angestrichener popfarbener Regenschirm über dem Fußende ihres verschnörkelten Bettes gab einigen Schutz und schuf außerdem eine etwas modernisierte Spitzweg-Atmosphäre.

In der Zweizimmerwohnung unter dem Dach war einiges recht merkwürdig. Von übertriebener Sauberkeit und Ordnung konnte man nicht reden. Dazu war Sally nicht der Typ.

Sie kümmerte sich mehr um ihr eigenes Aussehen.

Da achtete sie auf jedes Detail.

Diese Dachwohnung war notwendig, damit sie ein Bett, einen Tisch, zwei Stühle und einen Schrank stellen und eine Tasse Kaffee kochen konnte.

Sie preßte mehrmals die Augen zusammen und griff nach dem Hörer.

»Unverschämtheit«, murrte sie, noch ehe sie ihn von der Gabel hob und zu sich herüberzog. »Kaum geht die Sonne auf, da klingelt einer schon in der Gegend rum.« Sie mußte daran denken, daß sie erst vor drei Tagen in aller Frühe aus dem Schlaf gerissen worden war. Auch da rasselte das Telefon und eine freche Jungenstimme hatte gefragt, wie es denn um ihr Liebesleben bestellt sei. Sollte sie damit Sorgen haben, würde er gern einmal vorbeischauen.

»Ja?« meldete sie sich.

»Jeany hier«, sagte eine fröhliche Stimme am Telefon. »Raus aus den Federn, Langschläferin. Weißt du, wie spät wir's haben?«

»Wissen tu ich's nicht, aber ich kann's mir denken. Gerade ist der erste Sonnenstrahl auf meine Pupillen gefallen. Ich schätze, es ist gegen zehn.«

»Irrtum. In sämtlichen New Yorker Restaurants rennen die Kellner wie irrsinnig rum, um die Mittagessen auszuteilen.« Jeany Mallock, drei Jahre älter als Sally, lachte, als hätte sie einen besonders guten Witz gemacht. Die Mallock hatte gut lachen. Sie hatte Erfolg. Mehr als Sally, die sich mit kleinen, unbedeutenden Rollen auf kleinen Broadway-Bühnen die täglichen Brötchen verdiente.

Jean Mallock hatte esgeschafft. Zum rechten Zeitpunkt hatte sie »die richtige Figur« kennengelernt, wie Sally Swanson sich auszudrücken pflegte. Diese »Figur« war ein Mann mittleren Alters,

angegraute Schläfen, Typ erfolgreicher Geschäftsmann. Der wiederum kannte einen Regisseur. Und der baute für Jeany Mallock in seinem letzten Film eine Extra-Szene ein, mit der er die Mallock herausstellen wollte.

Und nicht nur das. Fernsehbosse fingen an, sich für die attraktive, kein Gramm zuwenig und zuviel wiegende Jeany zu interessieren.

Sally Swanson seufzte. »Was willst du mir damit sagen, Jeany? Die Nacht war lang, und wie du weißt, bin ich immer besonders aktiv, je später die Uhr nach Mitternacht zeigt. Und wenn man munter am frühen Morgen zu Bett geht, muß man erst warten, bis man müde ist. Das dauert seine Zeit. Da ist es kein Wunder, wenn man dann zum Mittagessen noch in den Federn liegt.«

»Dann steh mal schnell auf und erledige all das, was du heute noch vorhast.«

»Warum?«

»Blöde Frage. Damit du heute abend Zeit hast. Für uns.«

Dieses für uns wirkte auf Sally wie ein Faustschlag.

Sie richtete sich blitzschnell auf. Ihre Augen waren weit geöffnet.

»Ist es soweit?« fragte sie leise. Die innere Unruhe, die man ihr ansah, drückte sich auch in ihrer Stimme aus.

»Möglich«, antwortete die Stimme von Jeany am anderen Ende der Strippe.

»Du, Jeany, mach keine Witze mit mir. Worum geht es wirklich? Nimm mich bitte nicht auf den Arm, wenn es um die besagte Angelegenheit geht. Damit ist es mir ernst, verdammt ernst sogar.«

»Ich hab’ gesagt, daß du dich heute abend bereithalten sollst. Sorge dafür, daß du frei bist.«

Sally Swanson lauschte der Stimme an ihrem Ohr. »Ich werde dafür sorgen«, sagte sie schnell. »Und wenn ich heute abend in irgendeiner mistigen Rolle auftreten müßte, dann würde ich prompt absagen. Das wäre es mir wert. Du weißt, wie scharf ich darauf bin.«

Es ging um den seltsamen Club, dem Jeany Mallock angehörte, und von dem Sally andeutungsweise einmal etwas mitbekommen hatte.

Jeany Mallock war in diesem Club vor ungefähr eineinhalb Jahren durch einen Freund eingeführt worden, durch jenen Erfolgstyp, bei dem man eigentlich nie genau wußte, was er machte und womit er handelte. Jedenfalls hatte er immer Geld.

»Ja, das weiß ich«, antwortete Jeany. »Du wartest seit rund sechs Monaten auf ein Zeichen. Nun ist es so weit.«

Sally Swanson klemmte den Telefonhörer zwischen Ohr und Schultern und stellte ein paar gezielte Fragen, während sie mit der linken Hand zum Nachttisch griff und Zigarette und Feuerzeug heranholte.

Ein Anfang war gemacht. Immer ein Schritt nach dem anderen

gehen. Nun konnte es sich lohnen. Durch die Gespräche im Freundeskreis und besonders durch ihre Unterhaltungen mit Jeany wußte sie, daß diese im Verborgenen arbeitende Gruppe sich mit okkulten Dingen und Teufelsanbeterei beschäftigte. In einer launigen Stimmung hatte Jeany einmal ihr gegenüber verlauten lassen, daß sie seit ihrer Zugehörigkeit zu diesen Leuten, deren Existenz man vermutete, über die jedoch Außenstehende so gut wie nichts wußten und nur Vermutungen anstellten, sichtlich gefördert würde.

»Es ist wie eine geheime Bruderschaft«, hatte sie gesagt. »Wer einmal aufgenommen ist, der gehört dazu, auf Gedeih und Verderb. Die Vereinigung läßt ihm alle Förderungen angedeihen, hilft ihm, wo immer sie kann. Aber sie verlangt absoluten Gehorsam.«

Worin sich dieser Gehorsam zeigte? hatte Sally wissen wollen.

Doch darüber konnte oder wollte Jeany nicht sprechen. Sie hatte es bis auf den heutigen Tag nicht getan.

Sally Swanson inhalierte tief.

»Wie wird alles passieren?« wollte sie wissen. Ein bisher ungekanntes Hochgefühl stieg in ihr auf, als sie daran dachte, daß nun ein neuer Abschnitt ihres Lebens begann.

Sie hatte schon immer vom großen Erfolg geträumt. Sie wollte ein Star werden, ein Weltstar. Sie wollte in einer vornehmen Villa leben, in der exklusivsten Gegend Hollywoods. Ihr Name sollte in riesigen Leuchtbuchstaben über den Vergnügungsstätten von Las Vegas aufglühen wie ein Komet am Himmel.

Sie hatte genaue Vorstellungen von ihrem Leben als vielbewunderter und verwöhnter Star. Einmal wollte sie erleben, wie es wohl sein mochte, wenn die ganze Welt ihr zu Füßen läge.

Dazu war sie bereit, ihre Seele zu verkaufen. Schon immer hatte sie sich für merkwürdige und okkulte Phänomene interessiert, hatte versucht, Kontakt zu Menschen aufzunehmen, die damit zu tun hatten. So war sie nach und nach an einen Kreis von Menschen geraten, die man als Außenseiter der Gesellschaft bezeichnen konnte.

Sie hatte an seltsamen Zusammenkünften und Partys teilgenommen, wo Gott abgeschworen und der Teufel angebetet worden war.

Sie hatte an sogenannten schwarzen Messen teilgenommen, die schließlich zu Orgien ausgeartet waren. Zu all diesen Dingen war sie bereit und wurde auch immer wieder aufgefordert, daran teilzunehmen.

Vieles war Unfug, Scharlatanerie. Aber es gab auch Geheimbünde, die den Teufel anbeteten und dadurch materiellen Erfolg hatten, denen sich manche Türen öffneten, die normalerweise verschlossen blieben.

Zu einer solchen »wahren« Vereinigung mußte man vorstoßen.

Und Jeany Mallock hatte es geschafft. Durch Jeany wiederum sie.

»Wie ist es passiert?« sagte die Stimme am Telefon.

»Darüber kann ich nicht sprechen.«

»Nun mach's nicht so spannend, 'ne kleine Andeutung, damit ich nicht vollkommen ahnungslos dastehe.«

»Tut mir leid, Sally. Ich darf nicht darüber sprechen. Gehorsamspflicht. Du wirst das begreifen, wenn du die Einführungszeremonie hinter dir hast.«

»Also doch! Jetzt hast du dich verraten.«

»Ich weiß nicht, was sein wird«, dämpfte Jeany Mallock sofort ihre Begeisterung. »Immerhin ist es ein Fortschritt. Die Gruppe hat sich gemeldet. Ich soll dich mitbringen. Jetzt heißt es abwarten.«

»Wann soll ich kommen?«

»Heute abend um neun Uhr. Ich hol dich ab. Halt dich ab Viertel nach acht bereit!«

»Wo wird es sein? Wie wird es sein?« Sie rauchte schnell und nervös und konnte die Erregung, die sie gepackt hatte, nicht beherrschen.

»Abwarten! Du wirst alles erfahren. Es kam dir darauf an, dieses Leben auf besondere Weise zu führen. Das kostet etwas. Deine Seele.«

»Auf die pfeif ich. Mich interessiert mehr, was drumherum ist, Jeany.«

»Schön. So hattest du dich entschieden. Das weiß man dort. Man kennt dich sehr genau. Man hat dich beobachtet, dich kennengelernt, ohne daß du etwas bemerkt hast.«

»Mir wird direkt unheimlich.«

»Nun mußt du abwarten, was auf dich zukommt.«

»Ein richtiger Pakt mit dem Teufel?«

»Du kannst das Fragen nicht lassen. Vielleicht auch das, ja.«

»Bei Faust ging's schief«, entfuhr es ihr.

»Du kannst das Flachsen nicht lassen, Sally. Das ist nicht gut. Die Sache ist todernst. Deine heitere Ader solltest du dir für die Bühne aufbewahren. Dort wird sie gebraucht.«

Es war da etwas in Jeany Mallocks Stimme, was Sally Swanson veranlaßte, in der Tat sehr ernst zu werden.

»Kann es gefährlich werden, Jeany?« fragte sie unvermittelt.

»Mit einem Male Angst vor der eigenen Courage?«

Sally Swanson zuckte die Achseln. »Ein bißchen schon«, erwiderte sie ehrlich.

»Ich weiß nicht, Sally. Im Leben ist nichts umsonst. Es geht um deine Seele, das hast du richtig gesagt. Dafür kannst du eine Menge eintauschen. Glück, Erfolg, Macht.«

»Das ist viel.«

»Eben. – Halt dich bereit, Sally! Ich bin pünktlich.«

*

Nach dem Anruf der Freundin machte Sally Swanson sich sehr schnell fertig.

Sie schüttete zwei Tassen Kaffee in sich hinein und zog sich an.

Sie fühlte sich von einer eigenartigen Unruhe bedrängt, sie rauchte eine Zigarette nach der anderen und ging in der kleinen Wohnung hin und her. Dann wieder lief sie zum Fenster und starrte hinab auf die Straße, blickte mit fiebrig glänzenden Augen den Autos nach.

Sie dachte an Brooklyn. In einem der ärmsten Viertel der Millionenstadt war sie geboren und aufgewachsen. Von der einfachen Tingel-Tangel-Tänzerin, die in Gaststätten und Bars aufgetreten war, hatte sie immerhin den Sprung zu den Bühnen des Broadway geschafft. Sie lebte zwar noch immer sehr bescheiden, aber ihr jetziges Leben unterschied sich doch schon beachtlich vom Anfang.

Eigentlich hatte sie es nie richtig schwer gehabt, nachdem sie zur jungen Frau herangereift war. Die Männer waren verrückt nach ihr. Und um manchen Vorteil willen war sie mit einem Mann ins Bett gegangen, der nützlich für ihre Karriere sein könnte.

Um halb drei verließ sie ihre Wohnung. Sie trug ein buntes, farbenprächtiges Frühjahrskostüm mit einem gewagt kurzen Bock. Mit jedem Schritt, den sie ging, wippte der Saum in die Höhe und ließ den Ansatz ihres wohlgerundeten Hinterteils sehen.

Zu dem farbigen Kostüm trug sie verhältnismäßig dunkle Strumpfhosen, die ihren erotischen Reiz nur noch verstärkten.

In ihrem Stammrestaurant nahm sie als spätes Mittagessen ein mildgewürztes Putenrahmsteak ein. Den Rest des Nachmittags verbrachte sie mit Einkäufen, wovon nur einige wirklich dringend waren. Dann rief sie von einer Zelle aus verschiedene Leute an und plauderte ein wenig.

Sie tat sehr viel Unnützes, als wisse sie nicht recht, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte. Sie wollte nur etwas tun, damit sie schneller verging.

Gegen halb sechs kehrte sie in ihre kleine Dachwohnung zurück. Eine Zeitlang stand sie vor dem Spiegel und begutachtete ihr Aussehen.

Sie strich sich eine vorwitzige Locke aus der glatten Stirn und meinte im Selbstgespräch: »Ihr werdet euch alle wundern, Bill, Francis, Lilly«, wisperte sie. »Sally wird euch den Rang ablaufen. Ich habe den Mut, etwas zu tun, woran ihr nicht im Traum denken würdet. Ich werde reich sein.«

Sie reckte den kleinen festen Busen und atmete tief die Luft ein.

Draußen wurde es langsam dämmrig.

Ich werde reich sein. In ihrem Kopf hatte nur noch dieser eine Gedanke Platz.

Und sie dachte nicht darüber nach, daß Reichtum, wie sie ihn erwartete, ersehnte, ganz nahe mit dem Tod in Verbindung stand.

Sie kannte die Gesetze nicht.

Nicht Reichtum erwartete sie, sondern ein kaltes Grab…

*

Als es halb acht war, fing Sally Swanson an, sich umzuziehen.

Sie bereitete sich darauf vor, Jeany Mallock zu empfangen.

Um die gleiche Zeit ereignete sich in New York noch mehr. Aber das war schließlich alltäglich.

In vielen Familien wurde das Supper vorbereitet, in anderen besprach man das Programm für den Abend. Dritte wiederum verließen ihre Wohnungen, um in ein Restaurant, in ein Kino oder in eines der zahlreichen Theater zu gehen.

Auf der Roosevelt Drive geriet ein silberfarbener Ford Mustang wegen überhöhter Geschwindigkeit ins Schleudern und krachte gegen einen Begrenzungspfeil am Rande der Straße.

Wie durch ein Wunder blieb der Fahrer, in dessen Alkohol man ein paar Promille Blut fand, unverletzt. Er sang und lachte, während man ihn aus dem völlig zertrümmerten Fahrzeug schnitt. Er blickte kopfschüttelnd auf den Blechhaufen, der von dem funkelnagelneuen Fahrzeug übriggeblieben war und schien nicht eine einzige Sekunde lang zu begreifen, was sich hier wirklich ereignet hatte. Vielleicht hielt er das Ganze für einen Traum.

Nach der Untersuchung in einem Hospital nahm sich die Polizei seiner wieder an und sperrte ihn in eine Ausnüchterungszelle, wo er unverletzt und zufrieden vor sich hinbrummelnd, schließlich in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

Ein Cop, der hin und wieder vorbeikam, um nach dem Rechten zu sehen, meinte wenig später zu seinem Kollegen: »Allein von dem Dunst, den er ausatmet, wird man besoffen. Ich werd’ uns die Blutprobe aushändigen lassen. Davon kann sich das ganze Revier einen Kameradschaftsabend machen. Der Bursche hat sich ja wie ein Schwamm vollgesaugt mit Alkohol.«

Missis Holleway wiederum, die am Dewitt Clinton Park wohnte, hatte ganz andere Sorgen. Sie ärgerte sich darüber, daß ihr Wagen nicht ansprang. Sie hatte sich vorgenommen, den Abend in einem Casino auf Governors Island zu verbringen. Dort wollte sie sich mit dem alternden General treffen, der ihr gegenüber Heiratsabsichten geäußert hatte. Misses Holleway, seit drei Jahren Witwe, war nicht abgeneigt, abermals in den Hafen der Ehe einzulaufen. Harold würde

jetzt auf sie warten. Kurzentschlossen rief sie schließlich ein Taxi an und fuhr damit los.

So hatte jeder seine Sorgen und seine Problemchen. In einer von Millionen bewohnten Stadt gab es eben viele Millionen unterschiedliche Möglichkeiten, sich zu freuen oder zu ärgern.

Es wurde gelebt, geliebt, gelacht, geschimpft. Die Statistik wies aus, daß es auch in dieser Nacht mit soundso vielen Unfällen, Schlägereien, Polizeieinsätzen und Morden zu rechnen sein würde.

Von diesem Gedanken aus war Peter Ellis gegangen, seines Zeichens Privatdetektiv mit Hang zu journalistischer Tätigkeit.

Peter Ellis trieb sich seit dem frühen Abend in den Straßen von Greenwich Village herum. Seit geraumer Zeit schon zog ihn das weltbekannte Künstlerviertel an. Hier trafen sich Erfolgreiche mit Gescheiterten. Wenn man von Greenwich Village sprach, dachte man an die einfachen alten Häuser, an die urgemütlichen Kneipen und die merkwürdigen Menschen, die hier lebten, die hier ein und aus gingen.

Ellis war siebenunddreißig Jahre alt, nicht mehr der jüngste in seinem Fach, aber sicherlich einer, der mit ungewöhnlichen Mitteln arbeitete, um zum Ziel zu kommen. Es war seit jeher sein Ehrgeiz gewesen, schneller zu sein als der Verbrecher. Man mußte ein Verbrechen schon im Ansatz erkennen und dann verhindern. Wie viele Dinge hatten, nachdem etwas passiert war, auf den Täter hingewiesen. Hätte rechtzeitig jemand darauf geachtet und seine Wahrnehmung an die entsprechende Stelle weitergegeben, würde manches nicht passiert sein.

Ellis befaßte sich bevorzugt mit außergewöhnlichen Verbrechen, denen man auf den ersten Augenblick nicht ansah, daß es sich überhaupt um Untaten handelte.

So interessierten ihn besonders Menschen, die spurlos verschwunden und nie wieder aufgetaucht waren.

Was war mit denjenigen passiert, die nicht da angekommen waren, wo man sie erwartet hatte?

Ellis hatte sich diese Frage immer und immer wieder gestellt. Und dann hatte er angefangen, einzelnen Schicksalen nachzugehen.

Dabei war ihm aufgefallen, daß besonders viele junge Mädchen und Frauen auf Nimmerwiedersehen verschwanden, ohne daß in den meisten Fällen ein Grund zu erkennen war.

Mädchenhandel?

Wurden sie ins Ausland verschleppt? Landeten sie vielleicht irgendwo in der Türkei oder im Orient, in den Harems der Scheichs! Dies würde man wohl nie herausfinden, bis es einer gelang, zu fliehen und Kunde von ihrem Erlebnis zu geben.

Peter Ellis war andere Wege gegangen. Er hatte erkannt, daß in bestimmten Fällen die Verschwundenen Kontakt mit irgendeiner

geheimen Sekte oder einer kleinen Religionsgemeinschaft gehabt hatten, über deren Wirken in der Öffentlichkeit nichts bekannt war.

Böse Zungen behaupteten, daß die meisten Sekten, die sich einen religiösen Anstrich gäben, in Wirklichkeit den Satan anbeteten, die schwarze Messen und wilde Orgien feierten. Daneben sollte es viele unbekannte kleine Vereinigungen geben, die nur Eingeweihten vertraut waren, die sich durch bestimmte Zeichen und Gesten in der Öffentlichkeit verständigten, ohne daß dies jemandem auffiel.

Peter Ellis hatte die Spur dieser vermutlichen Teufelsanbeter gesucht – und gefunden. Die Spur einer Gruppe, hinter der er her war, führte eindeutig nach Greenwich Village.

Aus den Vermutungen und Verdächtigungen sollte endlich Gewißheit werden.

Stimmte es, daß diese Gruppen in ihrer Verbohrtheit und ihren absonderlichen geheimen Vorschriften so weit gingen, von Zeit zu Zeit Menschenopfer darzubringen?

Stimmte dies – oder war dies alles nur Gerede, absichtlich in die Öffentlichkeit gesickerte Halbwahrheiten, um den Mantel des Geheimnisvollen und Rätselhaften, mit dem sich diese Vereinigungen umgaben, noch dichter zu weben?

Wer wußte Genaues?

Peter Ellis stand im dritten Stockwerk eines Hauses in der Christopher Street, die zum Hafen führte.

Es war ein uraltes Gebäude. Die Fassade brauchte dringend einen neuen Verputz. Auch die Fensterläden konnten einen frischen Anstrich vertragen. Das Holz war von Wind und Wetter arg mitgenommen.

Es war ein dreistöckiges Haus mit spitzem Giebel. Ihm haftete etwas Verruchtes an. Aber von diesem Eindruck wollte er sich freimachen.

Er wollte sich nicht durch Gefühle leiten lassen, sondern ganz allein durch das, was wirklich sein konnte, was wirklich war.

Das alte Haus wurde von zwei Familien und einem alleinlebenden Mann mittleren Alters bewohnt.

Dieser Mann, für den Peter Ellis sich interessierte, hieß Ron Taylor. Er lebte im zweiten Stock.

Die beiden Fenster seiner Wohnung gingen auf eine schmale Gasse, die von Passanten kaum benutzt wurde. Hinter den Scheiben brannte Licht.

Ein Schatten war wahrnehmbar. Der Schatten von Ron Taylor.

Peter Ellis beobachtete diesen Mann seit Wochen. Für den Privatdetektiv gab es keinen Zweifel mehr: dieser Taylor führte ein Doppelleben.

Auf der einen Seite hatte er diese Wohnung gemietet, auf der anderen Seite gehörte ihm ein Vierzimmer-Apartment in der Bronx. Im

besten Viertel. Ellis hatte, nachdem er dies entdeckt hatte, im Leben von Ron Taylor ein wenig herumgeschnüffelt. Es hatte aber nur sehr wenig erbracht.

Es zeichnete sich ab, daß er nicht gerade ein geringes Einkommen hatte. Er verstand viel von geschäftlichen Dingen. Aber was er im einzelnen wirklich für Geschäfte trieb, dahinter kam man nicht.

Nur eines war Ellis aufgefallen: An bestimmten Tagen in der Woche – regelmäßig freitags – fuhr Taylor schon am frühen Mittag hierher nach Greenwich Village und suchte seine Zweitwohnung auf. Die verließ er dann meist erst am nächsten Morgen. In der Zwischenzeit ereignete sich regelmäßig etwas Bemerkenswertes: um eine bestimmte Zeit an diesen Freitagen fuhren Autos vor, parkten irgendwo in der Nähe, und die Besucher verschwanden in dem alten Haus an der Ecke.

Es waren gutgekleidete Leute, die eigentlich nicht hierherpaßten. Geldleute aus der besten Gesellschaft.

Peter Ellis hatte mit niemandem über seine Beobachtungen und Überlegungen gesprochen.

Es gab noch etwas, was seine Annahme rechtfertigte, daß sich hier in diesem Haus etwas Besonderes abspielte, wovon keiner etwas wußte, wovon nicht einmal die unmittelbaren Nachbarn etwas ahnten.

Gestern hatte es in der Zeitung gestanden. Die junge Journalistin Cindy Parker, die in den letzten Monaten die besten Berichte für die »New York Times« geliefert hatte, die seltsamen Dingen in wirtschaftlichen und politischen Kreisen auf die Spur gekommen war, wurde vermißt.

Sie hatte sich zu angegebener Zeit nicht in ihrer Redaktion gemeldet.

Peter Ellis hätte sich nun sofort melden können und der Polizei mitteilen, daß er Cindy Parker in den Tagen davor sehr oft in Begleitung dieses zwielichtigen und undurchschaubaren Mister Taylor gesehen hatte.

Bestand da ein Zusammenhang?

War Cindy Parker durch Zufall auf die Gruppe gestoßen oder hatte sie ihr angehört?

Hatte sie etwas ausgegraben, was ihr zum Schicksal geworden war?

Fragen, Fragen, Fragen und nicht eine einzige Antwort.

Als er jetzt das Fernglas wieder vor die Augen setzte, hatte er das Gefühl, direkt vor dem Fenster der gegenüberliegenden Wohnung zu stehen.

Ron Taylor war ein stattlicher Mann, tadellos gepflegt. Er trug ein schmales Lippenbärtchen.

Er stand vor einer Art Schreibtisch und machte Notizen in ein

dunkel eingeschlagenes Buch.

Es war wenige Minuten nach halb acht.

Ellis, der am offenen Fenster des kleinen Hotels stand, in dem er seit Wochen regelmäßig freitags als angeblicher Reisender abzusteigen pflegte, hörte, wie der Wagen in die schmale Seitengasse einfuhr.

Es war immer das gleiche.

Der Detektiv senkte den Blick, ohne das Glas von den Augen zu nehmen. Ein dunkelroter Pontiac rollte an dem Haus vorbei. Er sah zwei Leute darinsitzen: einen Mann, der den Wagen steuerte, und eine Frau.

Die Frau auf dem Beifahrersitz wandte den Blick, senkte ein wenig den Kopf, um kurz auf das alte Haus schauen zu können.

Ellis entging nicht, daß sie zum Fenster hochguckte, hinter dem Licht brannte.

Die ersten Gäste trafen ein. So war es immer.

Sie parkten ihre Wagen drei Häuserblocks weiter, schlossen die Türen ab und gingen dann zu Fuß, wie zwei Spaziergänger, auf das Eckhaus zu. Sie verschwanden hinter der massiven Haustür, in der es keine Glasscheibe gab.

Es war an der Zeit.

Heute würde einiges anders ablaufen.

Ellis war nicht nur freitags hier gewesen, um zu beobachten, um Material zu sammeln. Er hatte auch die Stunden nach dem Weggehen der Gäste genutzt, sich im Haus umzusehen. Er war auf erstaunliche Dinge gestoßen.

Ellis warf noch einen letzten Blick durch sein Fernglas in das hellerleuchtete Zimmer.

Taylor klappte sein Buch zu und warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

In den letzten Wochen war der Detektiv immer hier am Fenster des Hotels geblieben und hatte die weiteren Vorbereitungen beobachtet. So hatte er beispielsweise gesehen, daß Taylor aus dem Geheimfach eines alten Kleiderschrankes ein rabenschwarzes Gewand herausholte und es überzog, bevor er das Licht löschte und die Wohnung verließ, um einen geheimen Kellerraum aufzusuchen, von dessen Existenz Außenstehende keine Ahnung hatten.

Es gab viel Ungereimtes, was Ellis nicht verstand. Aber manches paßte sehr gut in das Mosaik, das er angefangen hatte aufzubauen.

In den letzten Wochen hatte er manches Verbotene getan, Dinge, die ungesetzlich waren. Er war in Wohnungen eingestiegen, in die er nicht hätte gehen dürfen, er hatte Räume und Schränke durchsucht, und er hatte es wohlweislich unterlassen, davon auch nur ein einziges Wort der Polizei zu sagen.

Dann wäre er seine Lizenz los gewesen. Bevor er nicht handfestes

Beweismaterial in Händen hielt, konnte er der Polizei keinen Tip geben.

Vor allen Dingen mußte er vorsichtig sein mit seinen Andeutungen und seinen Worten.

Es gab Hinweise, die bewiesen, daß diese Sekte einflußreiche Persönlichkeiten zu ihren Mitgliedern zählte.

Wenn einer zu voreilig herausplatzte, konnte dies unangenehme Folgen haben.

Ellis wußte, daß er sich auf eine risikoreiche Strecke begeben hatte. Er wußte nicht, wie das Rennen ausging, auf das er sich eingelassen hatte.

So hatte er wenigstens eine Sicherheit eingebaut. Bei einem Rechtsanwalt, der ihm manche Scheidungsangelegenheiten übertragen hatte, war ein Brief hinterlegt, der morgen um zwölf Uhr mittags geöffnet werden sollte, wenn er, Ellis, bis dahin nicht im Büro dieses Anwaltes erschienen war, um den Brief persönlich abzuholen.

Darin stand, daß Mister Fleetwood, so hieß der Anwalt, sofort die Polizei veranlassen sollte, das Eckhaus in der Christopher Street eingehend unter die Lupe zu nehmen. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich dort ein mysteriöser Mord ereignet hätte, wäre sehr groß.

Ellis hatte es mit einem Male sehr eilig, sein Hotelzimmer zu verlassen.

Er schloß nicht einmal das Fenster.

Er legte das Fernglas einfach auf den Tisch und eilte aus dem Raum, nur mit einem einfach, dezent gemusterten Straßenanzug bekleidet.

Er überquerte die Straße.

Viertel vor acht.

Es bereitete nicht die geringsten Schwierigkeiten, in das verdächtige Haus zu kommen, in dem seiner ganz persönlichen Meinung nach einige Dinge vorkamen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuen mußten.

Wie ein Schatten huschte er in das Haus. Niemand beobachtete ihn dabei.

Er wußte, daß gegen acht Uhr noch mehr Gäste kommen würden. So war es bisher jedenfalls immer gewesen. Er hoffte, daß sich an dieser Regel bei seinem entscheidenden Unternehmen heute nichts ändern würde.

Die Luft in dem alten Haus war muffig und abgestanden, als hätte jemand eine Kartoffelkiste geöffnet, die lange Zeit verschlossen gewesen war.

Es war vollkommen still im Haus. Keine Musik, keine Stimmen. Hier wohnte keine Familie mit Kindern.

Ellis eilte die Treppenstufen hinauf. Lautlos, auf Zehenspitzen.

Er zuckte zusammen, als er plötzlich ein Geräusch hörte.

Die Haustür ging auf. Neue Besucher kamen. Doch sie waren zu früh.

Ellis hielt den Atem an und verharrte in der Bewegung. Absichtlich hatte er nicht das Flurlicht eingeschaltet.

Würden die Ankömmlinge hier heraufkommen?

Die Frage beunruhigte ihn. Bisher hatte er nie Außenstehende das Haus betreten sehen. Ganz klar hatte er beobachtet, daß es immer die gleichen Personen waren, die hierherkamen.

Schritte im muffigen Korridor unten.

Niemand sprach.

Schritte, die auf die Treppe zukamen und dann leiser wurden.

Kaum hörbar klappte die Tür zu den Kellerräumen.

Peter Ellis schloß eine Sekunde lang die Augen und atmete tief durch.

Er hielt sich keinen Moment länger auf. Sein Ziel war die Wohnung in der zweiten Etage. Dort befand sich kein Namensschild.

Ellis betätigte die altmodische Klingel. Sie hörte sich wie eine Fahrradklingel an.

Eine Tür klappte in der Wohnung.

Schritte.

Die Tür wurde geöffnet.

Peter Ellis' Plan stand fest.

Vor ihm stand Ron Taylor. Schlank gewachsen, gut aussehend, erfolgreicher Selfmademan.

»Ja, bitte?« Das Lächeln gefror auf seinen Lippen. Er hatte offenbar jemand anders erwartet. Doch keinen Fremden.

»Bitte, keinen Laut!« sagte Ellis mit scharfer Stimme. »Ich müßte Ihnen sonst ein Loch in Ihr frisches Hemd pusten. Das sieht unfein aus.«

Die Pistole lag ruhig in seiner Hand. Er machte den Eindruck eines Mannes, der zu allem entschlossen war.

*

Ellis trieb Taylor in die Wohnung zurück. Der faßte sich sofort wieder.

»Was soll der Unfug?«

»Das werden Sie gleich sehen. Drehen Sie sich um! Keine Tricks. In Ihrem eigenen Interesse.«

Taylor drehte sich langsam um und stellte sich mit gespreizten Beinen, die Hände gegen die Wand gestützt, wie ein Verbrecher hin, der visitiert wurde.

Ellis untersuchte Taylor nur flüchtig, fand weder eine Schußwaffe

noch ein Messer.

»Umdrehen!« kommandierte Ellis.

»Wollen Sie Geld?« fragte Taylor. Seine Augen flackerten.

»Nein.«

»Wollen Sie mich – ermorden?«

»Nein.«

»Was wollen Sie dann?«

»Das werden Sie gleich sehen, Mister Taylor.« Mit diesen Worten zog er eine Nylonschnur aus seiner Hosentasche. Geschickt fesselte er dem Wohnungsinhaber zunächst die Hände, band sie ihm dann auf den Rücken.

Ellis hatte an alles gedacht. Sogar einen vorbereiteten Knebel trug er bei sich, den er Taylor zwischen die Zähne steckte.

Er verschnürte den Überfallenen wie ein Paket. Taylor konnte sich nicht rühren. Er lag auf dem Boden. Um die Fessel perfekt zu machen, rollte Ellis sein Opfer in einen Teppich ein.

Der Detektiv eilte zum Schrank.

Alles lief ab wie am Schnürchen. Jeder Handgriff saß.

Auf Anhieb fand er das geheime Fach. Seine Handlungsweise bewies, daß er schon mehr als einmal diesen Griff getan haben mußte.

Er zog den fein säuberlich zusammengelegten schwarzen Umhang aus dem Fach. Er war aus reiner Seide und rot gefüttert.

Aus weitaufgerissenen Augen starrte Taylor aus dem zusammengerollten Teppich. Der Mann wollte etwas sagen, er strengte sich an, brachte aber nur dumpfe Laute zustande.

Ellis machte sich nicht die Mühe, ihm den Knebel aus dem Mund zu nehmen. Die Zeit drängte.

Das Gewand unter den Arm geklemmt, verließ er eilig die Wohnung.

Korridor und Treppe waren leer und dunkel.

Der Detektiv näherte sich der Kellertür. Undurchdringliche Schwärze umgab ihn.

All das, was er in den letzten Wochen beobachtet hatte, gereichte ihm nun zum Vorteil.

Hinter den ausgetretenen Stufen machte der kurze Gang gleich einen Knick. In einer Nische blakte eine Fackel.

Dahinter erkannte Ellis die dunklen Gestalten, die bereits anwesend waren.

Aus Taschen und kleinen Koffern nahmen die Ankömmlinge ihre dunklen seidenen Gewänder und zogen sie an. Männer wie Frauen.

Sie verschwanden danach im Hintergrund des Kellers. Leise tapsende Schritte. Es raschelte auf dem Boden.

Ellis' Herz schlug bis zum Hals.

Er passierte die Fackel. Das unruhige Licht malte bizarre Reflexe

auf seine bleiche Haut.

Mechanisch, als hätte er das schon immer so getan, warf er den schwarzen Umhang über seine Schultern und klemmte ihn oberhalb der Brust mit einer mattschimmernden Spange fest, die aussah wie eine etwas zu dick geratene Oblate, in die das klassische Antlitz des Teufels graviert war.

An dem rotgefärbten Überwurf befand sich eine Kapuze. Die zog er über den Kopf.

Gerade noch rechtzeitig.

Hinter sich hörte er die Kellertür klappen.

Ellis trat sofort einen schnellen Schritt zur Seite.

Er zupfte an seinem Gewand herum. Aus den Augenwinkeln heraus nahm er den Neuankömmling wahr. Einen jungen, gutgekleideten Mann, Mitte dreißig.

Er kümmerte sich nicht um den Sektenbruder. Sie grüßten sich auch nicht. Er ging einfach an Ellis vorbei, trug eine weichlederne Aktentasche in der Hand, aus der er ebenfalls sein Gewand holte. Die Tasche ließ er einfach auf dem Boden stehen. Dort standen noch mehrere.

Der Neuankömmling aber hatte noch etwas dabei.

Ellis blieb fast das Herz stehen, als er es erkannte. Ihm wurde bewußt, daß ihm ein großer Fehler unterlaufen war.

Es gab mehr Attribute zu den geheimen Zusammenkünften – zum Beispiel – eine Maske.

Der junge Mann zog sich die Kapuze über den Kopf und stülpte sich dann die Maske vor das Gesicht. Sie schillerte in allen Farben und hatte Ähnlichkeit mit einer abstoßend häßlichen Hexenmaske, wie sie in manchen Gegenden zur Fastnacht getragen wurde.

Peter Ellis schluckte.

Für einen Moment wurde der Eindruck erweckt, als stünde ein leibhaftiger Dämon vor ihm. Die Gestalt in dem nur von der armseligen Fackel erhellten Kellervorraum wirkte unheimlich.

In allen Versammlungen zuvor, die ihm bewußt geworden waren und deren Vorbereitungen er hatte verfolgen können, hatte niemand eine Maske getragen.

Heute mußte etwas Besonderes sein.

Die Kapuze allein, die weit in die Stirn fiel und sein Gesicht beschattete, genügte nicht.

Damit saß er in der Falle.

*

Blitzartig kam ihm die Ausweglosigkeit zu Bewußtsein.

Zurück in die Wohnung zu Taylor. Ihn mußte er fragen, ihn zum

Reden zwingen.
Er brauchte eine Maske.
Er war schon zu weit gegangen, um jetzt noch umzukehren.
Was tun?
Wieder das Klappen der Kellertür.
Schon Viertel nach acht.
Die Zeit raste dahin.
Ellis blieb im Schatten stehen, zupfte weiter an seinem Gewand herum.
Ein Mann kam. Grauhaarig, Brillenträger.
Eine Tasche trug auch er bei sich.
Wortlos passierte er den von Zweifeln und Ängsten geplagten Ellis.
Der Neue stellte ebenfalls seine Tasche ab, nachdem er das Gewand herausgenommen hatte. Deutlich erkannte Peter Ellis, daß in das Gewand eingewickelt eine ähnlich geschnitzte Maske war.
Ellis handelte, ohne lange zu überlegen.
Lautlos tauchte er hinter dem Mann auf. Seine Rechte ruckte in die Höhe und krachte kurz darauf dumpf gegen den Nacken des Ankömmlings. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte der Getroffene in die Knie. Ellis fing ihn auf und schleifte ihn in die dunkle Nische des anschließenden Ganges, der zu anderen Kellerräumen führte, welche die Gruppe jedoch seines Wissens völlig links liegen ließ.
Innerhalb von drei Minuten hatte er erledigt, wozu er sich von einer Sekunde zur anderen entschlossen hatte.
Der Mann lag säuberlich verpackt in der Ecke. Ein Zipfel seines eigenen Gewandes steckte in seinem Mund und verhinderte, daß er sich bemerkbar machen konnte.
Die Maske bestand aus Holz. Sie war nicht gerade leicht. Ellis stülpte sie sich vors Gesicht. Sie saß Verhältnismäßig gut. Er konnte sogar den Kopf schütteln, ohne daß sie herabfiel.
Die Augenschlitze waren sehr schmal. Er konnte nur wenig erkennen.
Doch er kannte den Weg.
Der Korridor führte kerzengerade in einen großen Raum.
Hier steckten wieder zwei Fackeln an der gegenüberliegenden Wand, so daß der grobgemauerte Durchlaß zu erkennen war, der zum eigentlichen Versammlungsort führte.
Niemand hielt hier Wache, niemand überprüfte.
Mit Eindringlingen rechnete niemand. Hier war man unter sich. Nur die Eingeweihten konnten wissen, wann und wo dies oder jenes geschah.
Ellis steuerte auf den Durchlaß zu, hinter dem sieben Stufen in die Tiefe führten. Hier handelte es sich um gute, fast neue Stufen, die den

Schluß zuließen, daß sie erst kürzlich eingesetzt worden waren, um einen Raum zu erreichen, der mehr als eine halbe Etage tiefer lag als der normale Keller.

Nachdem er den Durchlaß passiert hatte, lag Neuland vor ihm.

So weit war er bisher noch nicht vorgedrungen. Alles, was jetzt kam, kannte er nicht.

Hinter der letzten Stufe machte der schmale Gang einen scharfen Knick. Der Weg lief fast kreisförmig weiter. Er mündete in einen großen, aus schweren Quadern zusammengebauten Tempel.

Im Abstand von zwei Metern blakten Fackeln an den schwarzen Wänden.

Mit einem Blick erfaßte Ellis die Zahl der Anwesenden.

Schon acht.

Es war sehr still. Keiner sprach mit dem anderen.

An der gegenüberliegenden Wand hing ein verkehrt aufgehängtes Kreuz. Genau darunter stand ein steinerner Thron. In der Rückenlehne wieder das Signum mit dem Satanskopf, das sich auch auf der Verschlußspange des Gewandes befand.

Die Anwesenden hockten auf quadratischen Blöcken ohne Rückenlehne, die maskierten Gesichter einem altarähnlichen steinernen Aufbau zugewandt, der links vor dem Thron stand.

Ellis preßte die Lippen zusammen.

Er mußte an Taylor denken. Er lebte hier im Haus. Kam ihm eine besondere Rolle zu? War er vielleicht der, welcher die Mitglieder zusammenrief, der hier den Vorsitz führte und besondere Worte an die Anwesenden zu richten hatte?

Siedendheiß pulste das Blut durch seine Adern. Er hatte das Gefühl, als würde er innerlich verbrennen.

Er nahm einfach auf einem der leeren Blöcke Platz und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Wenn alles schieflief, dann hatte er immer noch seine Waffe dabei, mit der er sich eine gefährliche Entwicklung vom Hals halten konnte.

Doch es gab Dinge, die sich nicht auf diese Weise erledigen ließen.

Aber davon ahnte er nichts.

*

In den nächsten zwanzig Minuten füllte sich der tempelartige Versammlungssaal.

Ellis beobachtete durch die schmalen Augenschlitze seiner Maske jeden Ankömmling, versuchte festzustellen, ob es vielleicht eine bestimmte Sitzordnung gäbe, ob er möglicherweise dagegen verstoßen und sich dadurch verraten könnte.

Manchmal kam es ihm so vor, als wisse jeder genau, wo er

hingehöre, dann wiederum schien ihm, als würde man sich einfach einen Sitzblock nehmen, der gerade frei war.

Dann kam der letzte. Er verschloß die Tür. Der schwere Riegel wurde vorgeschoben, ein Schlüssel drehte sich. Der Maskierte ließ den Schlüssel in seinem Gewand verschwinden.

Damit hockte er in der Falle, wenn jetzt etwas schiefging.

*

Der letzte Gast ging durch die mittlere Sitzreihe, steuerte direkt auf den Altar zu und küßte ihn von allen Seiten. Die Gruppe der Teufelsanbeter erhob sich.

Peter Ellis war bis in die letzten Enden seiner Nerven erregt.

Sein Blick hing an dem Ankömmling, der die anderen um Haupteslänge überragte und sich mit federnden Schritten bewegte. Er trug die eindrucksvollste Teufelsmaske, die Ellis bisher gesehen hatte.

Wer verbarg sich hinter dieser Fratze mit den zynisch herabgezogenen Mundwinkeln, mit den beiden Ziegenbockhörnern?

Wer verbarg sich hinter den anderen Masken?

Der Meister der Teufelsanbeter stieg zu seinem steinernen Thron hinauf.

Alle erhoben sich.

Peter Ellis reagierte sofort.

Er durfte nicht versagen. Er mußte sich genauso verhalten wie die anderen.

Eigentlich konnte er doch ganz zufrieden sein, sagte er sich. Bisher war alles glatt verlaufen.

Der Meister sprach.

»Im Namen Asmodis heiße ich euch willkommen, Brüder und Schwestern. Zu diesem besonderen Abend, der unsere Kraft stärken wird. Ich freue mich, daß alle meinem Aufruf gefolgt sind.«

Wie ein Messer schnitten die letzten Worte in Ellis' Bewußtsein.

Hier stimmte etwas nicht.

Einer zumindest mußte fehlen: der Mann, den er, Peter Ellis, niedergeschlagen und in einer dunklen Ecke des Außenkellers versteckt hatte.

*

Er versuchte seine Erregung unter Kontrolle zu bekommen.

Für einen Moment geriet er in eine Art Panikstimmung. Er wäre am liebsten zur Tür vorgerannt und davongelaufen. Aber das ging auch nicht so einfach.

Abwarten, aufpassen! hämmerte das Blut in seinen Schläfen.

Er beobachtete genau.

Er registrierte Stimmungen und Gefühle, und *es* kam ihm so vor, als spüre er Feindseligkeit, Haß um sich herum, als würde die Mauer der schwarzgekleideten Anwesenden mit den furchteinflößenden Teufelsmasken enger zusammenrücken.

Der Ellbogen seines Nachbars berührte ihn.

Ellis warf unwillkürlich den Kopf herum. Es zuckte in seiner Hand. Fast hätte er nach seiner Waffe gegriffen, aber er besann sich in der letzten Sekunde eines anderen.

Er erkannte, daß das, was er als Angriff aufgefaßt hatte, nur eine zufällige Bewegung seines linken Nachbars gewesen war. Der Maskierte wollte ihn nicht angreifen.

Verdammter Idiot! nannte er sich im stillen. Du wirst langsam alt. Du solltest diesen Beruf aufgeben. Dir gehen schon die Nerven durch.

Der Meister der Teufelsanbeter hob wie ein Priester beide Hände zum Gebet.

Ein Schwall unflätiger Worte sprudelte dumpf und drohend aus dem Mund der schrecklichen Maske.

Alle anderen plapperten das unsinnige Zeug nach. Ellis gab sich Mühe, mitzuhalten, um nicht aufzufallen.

Dann drehte der Sektenführer den Versammelten den Rücken zu.

Er kniete vor seinem steinernen Thron nieder und küßte die Sitzfläche.

Leises Rumoren.

Hinter Ellis.

Der spannte alle Muskeln an, wagte nicht sich umzudrehen. Denn niemand drehte sich um.

Hinter ihm lösten sich einige Anwesende aus den Sitzreihen und gingen zu den Fackeln. Sie löschten alle bis auf eine.

Diese eine nahm einer der Versammelten in die Hand und ging damit durch den Mittelgang auf den Meister zu, der sich inzwischen wieder herumgedreht hatte.

Es war sehr finster. Man konnte gerade das Notwendigste erkennen.

Ellis sah, daß in der schattigen Ecke vorn rechts neben dem Thron Bewegung entstand.

Was geschah dort?

Je näher der Fackelträger den Stufen kam, desto besser war es zu erkennen.

Dort standen zwei Personen. Eine war maskiert wie alle anderen.

Die andere aber war splitternackt.

Es war ein junges, gutgebautes Mädchen mit schlanken Gliedern und langen Beinen. Die Nackte hatte die Augen mit einem blutgetränkten Tuch verbunden.

Ellis wußte selbst nicht, wie er darauf kam, daß es Blut sein müsse.

Auf dem stark getränkten Lappen lösten sich hin und wieder ein Tropfen und rollte wie Tränen über die bleichen Wangen der Hereingeführten.

*

Der Fackelträger übergab die Fackel in die Hände des verkleideten Begleiters, der die Nackte durch einen Geheimstollen hereingeführt hatte.

Es war jetzt so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Die Atmosphäre war seltsam geladen.

Lautlos verschwand der Fackelträger hinter den beiden wie abwartend dastehenden Neuankömmlingen.

Alles hielt den Atem an. Diesen Eindruck hatte Peter Ellis.

Wurde hier ein neues Mitglied eingeführt?

Er wußte aufgrund des Materials, mit dem er sich in der zurückliegenden Zeit eingehend beschäftigt hatte, daß solche Geheimgruppen recht phantastische Riten vollzogen. Allzuviel drang nicht an die Öffentlichkeit, aber das, was man zu Ohren bekam, reichte aus, um es mit der Angst zu tun zu bekommen.

Der Maskierte kehrte aus dem Stollen zurück.

Er brachte zwei flache Schalen, die er dem Meister entgegenstreckte.

Der hielt kurz die Fackel hinein und entzündete die Flüssigkeit. Mit den Dämpfen verbreiteten sich ätherische Gerüche, die schnell den Sauerstoff anreicherten.

Süß und schwer, betäubend war der Duft, der Ellis in die Nase stieg.

Der Maskierte trug die beiden Schalen zu dem groben Altar, stellte eine ans Fußende, die andere ans Kopfende.

Der Meister reichte die Fackel zurück, der andere löschte sie.

Jeder Handgriff wirkte wie einstudiert.

Um Ellis herum begann es zu rascheln.

Was geschah jetzt?

Jedes neues Ereignis konnte ihn entlarven, weil er sich nicht korrekt verhielt.

Vor ihm streifte jemand sein schwarzes Gewand ab.

Runde, samten schimmernde Schultern kamen zum Vorschein.

Es war eine Frau, die sich entblößte, die unter dem Gewand kein weiteres Kleidungsstück trug.

Sie stieg elegant und reizvoll aus dem zu ihren Füßen liegenden seidenen Stoff und ging durch den Mittelgang.

Die schreckliche Maske behielt sie auf. Niemand konnte ihr Gesicht sehen.

Noch mehr folgten nach. Alle weiblichen Mitglieder dieser Sekte verließen ihre Plätze, alle waren unbekleidet bis auf die Maske.

Schlanke, straffe Körper. Junge Mädchen, junge Frauen.

Insgesamt waren es dreizehn. Sie bildeten eine Gasse vom Altar bis zu der Stelle auf dem erhöhten Podest, wo die Fremde mit dem kurzgeschnittenen blonden Haar und den verbundenen Augen stand. Sie atmete schnell und flach, fuhr sich des öfteren mit der Zunge über ihre Lippen.

Sie war neu, auch sie wußte nicht, was sie erwartete. Und doch hatte sie auf irgendeine Weise den Kontakt zu dieser Gruppe gefunden und wollte dazugehören.

Der Sektenführer nahm Platz auf seinem Thron. Seltsame Worte, die lateinisch klangen, kamen über seine Lippen.

Rätselhaft klingende Namen rief er in den fast finsteren Versammlungssaal. Und mit den gleichen Namen riefen die dort Versammelten zurück.

»Asmodi!«

»Asmodi!«

»Pluto!« rief der Meister.

»Pluto!« antworteten die Versammelten.

Das waren die einzigen Namen eigentlich, die Ellis verstand. Mit den anderen konnte er nichts anfangen.

»Gantara argahm untur!«

Was waren das für Worte?

Sie klangen bedrohlich, beschwörend, schienen aus der Tiefe der Erde emporzukommen und sich mit dem betäubenden Geruch der verbrennenden Öle und Kräuter zu vermischen um mit jedem Atemzug tiefer in den Körper einzudringen und mit dem Strom des fiebernden Blutes in das Hirn getragen zu werden.

Die Bilder wurden seltsam verzerrt, als hätte Ellis eine Droge genommen. Seine Kehle war rauh, trocken. Er mußte schlucken. Sein Puls beschleunigte sich.

Etwas war anwesend, das er nicht sah, das er aber ganz deutlich spürte.

Er merkte, daß eine Veränderung eintrat, die er mit seinen Sinnen nicht mehr kompensieren konnte.

Die mit scharfen Gerüchen durchsetzte Luft flimmerte vor seinen Augen.

Die nackten Frauenkörper erschienen ihm von Wellen umspült. Die Formen der Leiber verschwammen. Nach links… nach rechts… wie in Zeitlupe… als würden sie einen seltsamen Tanz tanzen.

Die Arme glitten in die Höhe, die Fingerspitzen der Frauen, die

eine Gasse bildeten, suchten sich, berührten sich. Sie waren nun eins, wie eine Kette.

Dann stimmten die Anwesenden den Gesang an.

Dumpf und unheimlich klang das Summen der einen und die unverständlichen Laute, die andere herausschrien.

Die Luft erwärmte sich fühlbar.

Bildete er sich das nur ein? Verlor er die Nerven?

Er wußte es nicht. Das Denken fiel ihm schwer. Er hatte das Gefühl, als sauge jemand seine Gedanken ab. Er brachte keine vernünftigen Überlegungen mehr zustande.

Der Gesang, der zeitlupenartige Tanz, die verschwommenen Körper, die Bewegungen um ihn herum, das alles wurde zu einer Einheit, zu einer Mauer, die auf ihn zurückte, ihn einzuengen drohte.

Nun legte auch der Begleiter, der mit dem nackten Mädchen aus dem geheimen Zugang gekommen war, sein Gewand ab. Auch sie war eine Frau. Schön, jugendlich, gut gebaut.

Dem Satan dienten die Schönen.

Sie führte die mit den verbundenen Augen durch die Gasse, auf den Altar zu.

Tastend mußte die Neue den Umfang des großen, glattgeschliffenen Steins erfassen, ehe sie hinaufstieg.

Sie tat das sehr geschickt. Obwohl sie nichts sah, warf sie die beiden brennenden Schalen nicht um.

Sie spürte das warme, lautlose Feuer unterhalb ihrer Füße, oberhalb ihres Kopfes.

Dann die Stimme des Meisters. Sie übertraf alle anderen Geräusche, den Singsang und die lauten Schreie, die auch jetzt nicht abbrachen. Und was er sagte, war verständlich. Auch für Ellis.

»Wir sind hergekommen, um das Gesetz zu erfüllen. Eine Verräterin hatte sich in unsere Reihen eingenistet. Ihr Platz ist freigeworden. Sie hat die gerechte Strafe erhalten.« Er kam von seinem Thron herunter.

Er breitete seine Arme über dem ausgestreckten makellosen Mädchenkörper aus und fragte:

»Du bist freiwillig hierhergekommen?«

»Ja«, lautete die Antwort aus dem Mund der Neuen.

Die Stimme klang schwach.

»Du hattest selbst den Wunsch, unserer Gemeinschaft beizutreten?«

»Ja.«

»Dann frage ich dich nach deinem Namen. Nenne ihn laut und deutlich, damit ihn jeder der hier Versammelten verstehen kann und niemals vergessen wird, denn er soll mit Blut in das Buch unseres Meisters Asmodi, der uns mit Macht und Stärke belohnt, eingetragen werden.«

Wie auf ein Kommando hin herrschte plötzlich Stille.

»Ich heiße Sally Swanson.«

Die junge Blondine gab sich alle Mühe, ruhig zu erscheinen. Aber ihre Stimme zitterte ein wenig.

»Sally Swanson, ich frage dich: bist du bereit allem abzuschwören, was dir bisher gut und heilig erschienen ist?«

»Ich bin bereit.«

»Bist du bereit, dem Satan und allen seinen Helfern zu gehorchen, wann immer sie es von dir verlangen?«

»Ich bin bereit.«

»Für deine Treue wirst du als Gegengabe all das erhalten, was dir für dein Leben vorschwebt. Aber es ist nicht leicht, diese Treue zu erringen. Willst du dich mit allen Kräften einsetzen, das Böse zu tun, wann und wo immer es vondir verlangt wird?«

»Ja, dazu bin ich bereit.«

»Wärst du imstande, einen Menschen zu töten, um deine Treue zu beweisen?«

Nicht eine einzige Sekunde lang zögerte Sally Swanson mit der Antwort. »Ja, das würde ich tun.«

»Dann bist du würdig, die Stelle der Renegatin einzunehmen. Sie fand den Tod, Asmodis Gericht ist über sie gekommen, weil sie ihr Versprechen gebrochen hat. So wird es jedem Verräter gehen. Sie hat den Platz beschmutzt, der ihr angeboten worden war. Sie wollte über das Erlebte und Gesehene erzählen und schreiben. Sie hat sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen unser Vertrauen erschlichen. Aber Asmodi und seine Helfer sind nicht zu täuschen. Du würdest es niemals wagen, ähnliches zu tun?«

»Nein.«

»Dann bist du würdig, ihre Stelle einzunehmen, den Abfall der Renegatin auszugleichen. Für sie das Opfer zu sein, um Asmodis Geist zu besänftigen. Rein wie du jetzt bist, sollst du in das Dämonenreich aufgenommen werden. Dein Platz ist reserviert.«

Der Sektenführer zog die Arme zurück. In der Zwischenzeit war die dreizehnte der nackten Frauen hinter dem steinernen Thron verschwunden und hatte dort ein hellbraunes abgegriffenes Leder gebundenes Buch geholt und einen kleinen, in einer goldschimmernden Scheide steckenden Dolch, den sie dem Meister zuerst reichte.

Sally Swanson wurde aufgefordert, sich aufzurichten.

Sie gehorchte.

Sie mußte den rechten Zeigefinger ausstrecken. Der Meister setzte den spitzen Dolch an, stieß kurz und ruckartig zu. Die Spitze bohrte sich einige Millimeter tief in die Fingerkuppe.

Sally Swanson zuckte zusammen.

Kein Schmerzenslaut kam über ihre Lippen.

Blut quoll aus der kleinen Wunde.

Es tropfte auf ihren rechten Oberschenkel, als sie die Hand zurückzog.

*

Schlag auf Schlag ging es nun, und Peter Ellis konnte sich dem Bann, der ihn gefangenhielt, nicht entziehen.

Er kam sich vor wie ein Gefangener, von dem ein fremder Geist Besitz ergriffen hatte.

Der Meister klappte das große Buch auf.

Von seinem Platz aus konnte Ellis erkennen, daß große verschnörkelte Buchstaben sich zu Zeilen reihten, die etwa ein Drittel einer Seite einnahmen. Darunter stand in großen Buchstaben wie mit einer dicken roten Feder geschrieben über die ganze Seite hinweg ein Namenszug.

Der Meister schlug eine Seite auf, die nur den Text enthielt.

Sally Swanson wurde von einer nackten Teufelsschwester die blutgetränkte Augenbinde abgenommen.

Sie sah sich um. Erschrecken spiegelte sich in ihren glänzenden Augen. Sie sah ihre Umgebung zum erstenmal.

»Deinen Namen, Sally Swanson.« Der Meister hielt ihr das Buch vor. »Verewige ihn in diesem Buch mit deinem Blut!«

Sally Swanson schrieb. Mit dem blanken, blutenden Zeigefinger.

Das Buch wurde nicht geschlossen, um den Namenszug trocknen zu lassen.

Der Meister nahm mit der Spitze des Dolches einen letzten Blutstropfen von der Fingerkuppe, hielt den Dolch in die Flamme der unteren Schale. Das Blut verdampfte, die Spitze wurde rotglühend.

»Damit ist der Pakt besiegelt. Kommt und holt sie! Wir haben unseren Auftrag erfüllt.« Der Meister und die nackten Helferinnen traten vom Altar zurück.

War es Wirklichkeit? War es ein Spuk?

Wurden die Flammen in den Schalen nicht größer, schlugen sie nicht empor bis zur Decke? Ein Feuervorhang hüllte den Altar ein.

Bis hierher war es Menschenwerk gewesen.

Nun kamen die Mächte der Finsternis zum Zuge. Es gab sie wirklich. Man hatte sie gerufen – und sie kamen.

Drei, vier, fünf schrecklich aussehende Geschöpfe, wie mit Schuppen und schleimigen, knotenartigen Auswüchsen bewachsen, umringten den Altar.

Sie waren mit einem Male da, als wären sie dem aufsteigenden Rauch, den lautlosen Flammen entstiegen.

»Sie gehört euch, sie ist unser Opfer an uns«, dröhnte die mächtige Stimme des Meisters durch den Teufelstempel. »Cindy Parker war eine Verräterin. Sally Swanson wird nie Gelegenheit haben, einen Verrat zu begehen. Das ist der gerechte Ausgleich. Die Forderung Asmodis ist erfüllt. Sie wird mit ihrem Tod – den Tod Cindy Parkers aufheben. Auf dem Friedhof der Dämonen ist ihr Grab bereitet.«

Der Nebel über dem Altar verdichtete sich.

Gierig griffen die großen, klauenartigen Hände nach dem nackten, weißen Körper.

Sally Swanson schrie gellend auf.

Dies hier war mehr als nur die angekündigte Einführungszeremonie.

Dies war ein Tag des Opfers.

Sally Swanson sollte mit ihrem Tod den Verrat Cindy Parkers sühnen. Nicht reich – sondern tot würde sie sein!

*

Sie schlug und trat um sich und nahm keine Rücksicht darauf, daß sie mit ihren Füßen gegen die Feuerschale stieß.

Wie gelähmt stand Ellis da, als die Schale umkippte. Flammen leckten über den Boden.

Der Detektiv wollte sich aus dem Bann herausreißen, der ihn gefangenhielt.

Jetzt war der große Moment gekommen, jetzt müßte er handeln.

Aber er handelte nicht. Er sah, wie Sally Swanson von den Klauen der anwesenden, aus einem unwirklichen Reich stammenden Geschöpfe mit Gewalt auf den steinernen Altar zurückgerissen wurde.

Niemand griff ein, niemand hatte Angst vor dem Feuer, das auf dem steinernen Boden züngelte, sich aber nicht ausdehnte und auch nichts Brennbares erfaßte.

Ich muß ihr helfen. Sie werden sie töten. Das erkannte Ellis. Aber er konnte sich nicht bewegen. Er stand da wie angewachsen.

Aber da geschah etwas Seltsames.

Plötzlich war da noch jemand.

Ein Fremder. Er stand auf dem freien Platz vor dem Thron, erschien dort wie eine Geistererscheinung.

Bewegung kam in die Anwesenden. Unruhe.

Der Mann war groß, blond, er war einfach da, ohne die Tür benutzt zu haben. Aber man hatte ihn offensichtlich nicht erwartet. Und das zeigte sich auch sofort an seiner Reaktion.

Er stieß den Meister einfach zur Seite, so daß er drei Stufen nach unten segelte. Alle sprangen auf.

Der Fremde, jagte mit langen Sprüngen auf den Altar zu, wo die

Dämonen inzwischen das Mädchen völlig in ihre Gewalt bekommen hatten. Blauer Rauch hüllte sie alle dicht ein.

Der Fremde warf sich durch den Nebel.

Aber er erreichte Sally Swanson nicht mehr.

Der Altar war leer.

Der Spuk war zu Ende. Aber der Kampf begann.

*

Die Teufelsanbeter handelten.

Wie auf ein Kommando stürzten sie von ihren Sitzblöcken hoch auf den Altar zu.

Der Meister war inzwischen aufgesprungen und warf sich gegen den fremden Eindringling.

Der reagierte kurz und bündig. Seine Faust schoß nach vorn. Sie traf genau unter dem Kinn.

Der blonde Fremde, der wie ein Geist hier aufgetaucht war, kämpfte wie ein Löwe. Die Maskierten fielen ihn an.

Dumpfe Schläge hallten durch den Tempel.

Der geisterhafte Bann brach zusammen. Ellis sah wieder klarer, konnte wieder denken. Er mußte dem tapferen Kämpfer zu Hilfe kommen.

Er warf sich nach vorn. Doch da spannte sich eine feste Hand um sein Armgelenk.

»Nein«, sagte eine Stimme, die er irgendwo schon einmal gehört hatte.

Ellis wirbelte herum.

Er reagierte wie bei jedem Angriff. Er schoß seine Rechte ab. Der Leberhaken saß. Der Angreifer krümmte sich.

Alswürde neue Kraft durch seine Adern strömen, setzte auch Ellis seine Linke ein.

Er schüttelte alles von sich ab, was ihn während der letzten halben Stunde zur Untätigkeit gezwungen hatte.

Seine Linke traf die Kinnspitze.

Da hatte er die Rechte schon wieder frei. Er riß dem Gegner die Maske vom Gesicht.

Mehr aber schaffte er nicht. Um seine Waffe herauszuziehen, dazu kam er nicht mehr.

Zwei, drei, nein vier Hände rissen ihn plötzlich nach hinten.

Er erhaschte einen Blick auf das Gesicht des Mannes, dem er die Maske vom Gesicht gerissen hatte.

Er konnte es nicht fassen.

Es war Ron Taylor, der Mann, den er wie ein Paket verschnürt oben in der Wohnung in den Teppich eingewickelt hatte.

*

Der blonde Fremde boxte und trat sich durch die Reihen der Maskierten, die ihn zu Fall zu bringen hofften.

Er schlug seine Angreifer zurück. Seine Arme arbeiteten wie Windmühlenflügel.

Die nackten Satansschwestern huschten geduckt durch den geheimen Stollenausgang hinter der obersten Stufe des Thronpodestes.

Eine nach der anderen verschwand.

Der Fremde versuchte aus dem Wust der Leiber, die ihn umringten, freizukommen. Er duckte sich, griff den ihm Nächststehenden, riß ihn hoch und schleuderte ihn in die Menge der Angreifer hinein. Sie fingen den vermummten Mitbruder auf und taumelten.

Von rechts rückte eine zweite Gruppe gegen den Fremden vor. Sie überraschten ihn und warfen ihn zu Boden. Man schlug auf ihn ein, und schon schien es, als hätte man ihn bezwungen. Er rührte sich nicht mehr.

Man drückte ihm die Kehle zu.

Der vermummte Meister kam näher.

»Schafft ihn auf den Altar!« rief er.

Und er gab auch den anderen Männern um Ron Taylor zu verstehen, den festgenommenen Ellis nach vorn zu schaffen. »Sie haben es gewagt, hier einzudringen, und das Ritual zu stören. Wir werden sie töten.«

Peter Ellis war halb bewußtlos geschlagen. Seine Widersacher schleiften ihn über den Boden auf den Altar zu.

Auch der regungslose Fremde wurde hochgezerrt.

Neugierig trat der Meister zwei Schritte näher, um den geheimnisvollen Eindringling besser betrachten zu können.

Da schlug der Blonde die Arme wie zwei Gerten zur Seite aus. Er war weder bewußtlos noch benommen. An seinem Hals zeigten sich keine Würgemale. Er war blitzschnell auf den Beinen. Die Widersacher, die geglaubt hatten, ihn bezwungen zu haben, spritzten auseinander, als wäre ein Windstoß zwischen sie gefahren.

Ehe der Meister sich versah, riß der Fremde an der Maske, die sein Gesicht verbarg.

Im gleichen Augenblick polterte es gegen die verschlossene Tür.

Etwas Großes, Starkes warf sich von außen dagegen.

Die schwere, aus massivem Holz bestehende Kellertür ächzte in der Verriegelung. Das Holz spaltete sich.

Beim zweiten Ansturm flog die Tür auf.

»Polizei!« schrie jemand, noch ehe man genau wußte, was eigentlich los war.

Die Anwesenden erkannten, daß die Sache ihren Händen entglitt.

Alles lief und rannte durcheinander.

Jeder versuchte so schnell wie möglich den geheimen Ausgang zu erreichen und dort unterzutauchen. Keiner wollte entlarvt sein. Jeder hatte einen Namen zu verlieren. Die hier Versammelten spielten im öffentlichen Leben keine untergeordnete Rolle.

Der blonde Fremde wurde mit der Maske des Meisters in beiden Händen auf die Seite gedrückt. Der Meister stand vor ihm.

Ein schmales Gesicht, mit energischem Kinn und schmalen Lippen. Im Kontrast dazu standen die buschigen Augenbrauen, unter den ausdruckstarke, dunkle Augen glühten.

Bevor das flackernde Licht in der Schale zusammenbrach, konnte Peter Ellis einen Blick in dieses Gesicht werfen. Er erkannte es.

»Fleetwood«, stöhnte er, »Frank Fleetwood!«

Das war der Anwalt, dem er das Schreiben anvertraut hatte.

*

Die Teufelsanbeter drängten durch den Ausgang.

Der breite Strahl einer Taschenlampe durchstach die Dunkelheit, zitterte über die Sitzblöcke und den Altarstein, auf dem Sally Swanson mitsamt ihren dämonischen Begleitern im Nichts verschwunden war.

Ellis blickte sich irritiert um.

Eine zweite Lampe blitzte auf.

Die beiden Eindringlinge, die durch den Mittelgang eilten, waren sehr verschieden voneinander.

Der eine groß, fast ein Riese, braunhäutig, mit einer herrlichen Glatze, wie man sie nicht alle Tage zu sehen bekam.

Ein Inder mit einem Brustkasten, breit wie ein Kleiderschrank.

Der andere schlank, kräftig, auffallend blondes Haar. Er bewegte sich mit federnden Schritten, ein Mann, der sich viel sportlich betätigte, wendig, flink, alles in allem…

Ellis stutzte. Sein Kopf flog herum.

Da sah er den Fremden.

Nur eine Armweite von ihm entfernt.

Der, der dort stand – und der, der eben erst ankam – glichen wie ein Ei dem anderen. Sie schienen Zwillinge zu sein.

»Ich glaub’, ich verlier den Verstand«, murmelte der Privatdetektiv und fuhr sich mit einer hastigen Bewegung über seine heiße Stirn.

*

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte da der Blonde, der an der Seite des Riesen in den Teufelstempel vorgedrungen war, während

der andere, der dem Blonden aufs Haar glich, die Wand abklopfte, an der vorhin noch in der Dunkelheit der niedrige Stolleneingang schwach zu sehen gewesen war.

Die Vermummten, die Nackten und der Meister waren verschwunden.

Björn Hellmark steuerte auf den Altar zu, streckte seine Rechte aus, um dem verstörten Peter Ellis beim Heruntersteigen behilflich zu sein. Rani Mahay, den man wegen seiner riesigen, imponierenden Erscheinung den Koloß von Bhutan nannte, eilte – drei Stufen auf einmal nehmend – das Podest empor.

Hellmark wies mit einer Hand auf den Doppelgänger in der schattigen Ecke hinter dem Thron. Er machte eine wegwischende Bewegung.

Die Gestalt hinter dem Thron wurde mit dieser Bewegung durchsichtig. Die Konturen zerflossen, der Körper erinnerte in Bruchteilen von Sekunden an eine Nebelgestalt, die sich, ohne eine Spur zu hinterlassen, auflöste.

Die nackte rauhe Wand wurde sichtbar, vor der eben noch ein menschlicher Körper gestanden hatte.

Der Detektiv trug das rotgefütterte Gewand zerrissen über seinem Anzug. Die Maske war ihm beim Kampf vom Gesicht gerissen worden. Er sah lädiert aus. Blaue Flecken auf seinem Gesicht. Auf den Backenknochen, wo die Maske fest aufgesessen hatte, war die Haut aufgeplatzt und auch seine Oberlippe hatte etwas abbekommen.

Ellis lehnte mit dem Rücken gegen den unheimlichen Altar, wo das gespenstische Geschehen sich abgespielt hatte. Wie durch Zauberei hielt er plötzlich seine Pistole in der Hand und entsicherte sie. Der Hahn knackte.

»Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste«, knurrte Ellis. Und er stand so, daß er sowohl Hellmark als auch Mahay in der Schußlinie hatte. »So lange ich nicht weiß, was hier vorgeht, mach' ich das Spielchen nicht mit.«

»Sie brauchen keine Angst vor uns zu haben«, sagte Björn Hellmark, und die auf ihn gerichtete Waffe schüchterte ihn nicht im geringsten ein. »Ich glaube nämlich, daß wir im gleichen Boot sitzen, daß wir, ohne voneinander etwas zu ahnen, den gleichen Gedanken verfolgt haben. Nur: Sie sind an die Sache herangegangen wie ein Kind. Sie sind – im wahrsten Sinn des Wortes – in des Teufels Küche geraten. Daß Sie noch am Leben sind, ist ein Wunder.«

»Wer sind Sie?« fragte Ellis einfach. »Woher kommen Sie? Weshalb sind Sie hier? Und der Mann, der verschwunden ist, der Ihnen so ähnlich sah? Was bedeutete das alles? Wenn Sie mir einigermaßen einleuchtende Erklärungen geben können, bin ich bereit, Ihnen zu glauben, daß Sie es gut mit mir meinen. Immerhin sind Sie zu einem

Augenblick hier aufgetaucht, in dem sich alles entschied.«

»Wir wollten versuchen, das Mädchen zu retten.« Hellmarks Stimme klang ernst. »Aber wir sind zu spät gekommen. Vielleicht können wir doch noch etwas tun, wenn wir das nachvollziehen, was hier praktiziert wurde. Dabei können Sie uns helfen. Sie waren Zeuge von Anfang an. – Zu Ihren Fragen: mein Name ist Björn Hellmark. Seit Tagen halte ich mich in New York auf. Ich weiß, daß es hier viele geheime Kreise und Logen gibt, die sich mit Teufelsanbetungen, schwarzen Messen und okkulten Praktiken befassen. Nicht alle sind bedrohlich. Aber einige. Die habe ich gesucht. Nehmen Sie an, ich hätte einen sechsten Sinn für diese Dinge, es würde zu weit führen, Ihnen zu erklären, wie es dazu im einzelnen gekommen ist.«

Mahays Kristallkugel hatte ihm den Weg gewiesen. Darin hatte er zum erstenmal das Haus gesehen, in dem offensichtliche gefährliche Kräfte wirksam waren. Kräfte, die auch ihm jederzeit gefährlich werden konnten. Wenn die Mächte erstarkten, die aus einem finsteren Reich in diese Welt gerufen wurden, dann war Schlimmes zu befürchten.

Zurückliegende Zusammenstöße und ungewöhnliche Abenteuer, die ihm zuteil geworden waren, unddie kein Mensch in dieser Art jemals erlebt hatte, waren der unwiderlegbare Beweis dafür, daß dem Menschen feindlich gesonnene Mächte tätig sind und Unschuldige immer wieder in den Bann dieser Mächte geraten. Sie werden mißbraucht, ausgenutzt, ja, sie finden sogar den Tod.

»Dann arbeiten Sie also für die Polizei«, bemerkte Ellis.

»Nicht direkt. Dazu habe ich nicht das Recht. Mein Aufgabenbereich wurde bisher noch von niemandem sonst wahrgenommen, weil es dafür kein Ressort gibt.«

»Ich verstehe immer eins noch nicht.«

»Daß ich hier auftauchte – wie ein Gespenst?«

»Sie nennen die Sache beim Namen, Mister Hellmark.«

»Was Sie soeben gesehen haben, war mein zweites Ich. Ich nenne es Macabros. Es kann selbständig handeln, ist aber unverletzbar. Es ist meinem Willen unterworfen.«

»Ich höre… aber ich verstehe nicht.«

»Sie haben schon etwas von parapsychologischen Fähigkeiten gehört?«

»Ja. Wollen Sie damit sagen, daß…«

»In einer großen amerikanischen Universität werden diese Phänomene sogar ernsthaft untersucht.«

»Ja. Von Professor Rhine. Telepathie, Telekinese…«

»Richtig. Ich sehe, ich hab's leicht mit Ihnen. Ich besitze die Gabe, mich zu verdoppeln, Exteriorsation, Bilocation, ganz wie Sie wollen. Es gibt viele Bezeichnungen dafür.«

»Das heißt also, wenn ich Sie recht verstehe: vorhin, als Sie hier – ich meine da vorn waren«, Peter Ellis wies auf die Stelle an der Wand, wo der geheime Stolleneingang durch eine massive Steinwand verschlossen worden war, »da waren Sie also in Wirklichkeit noch wo ganz anders?«

»Ja. Da befand ich mich auf dem Wege nach hier. In Begleitung meines Freundes.«

Ellis beobachtete sein Gegenüber ganz genau. Der Mann machte einen guten Eindruck auf ihn. Er wirkte vertrauenerweckend. Aber Ellis war übervorsichtig. Er war mißtrauisch geworden, jedem gegenüber, und es schien, als hätten die Ereignisse der letzten Stunde sein Beobachtungsvermögen und sein Einfühlungsverständnis getrübt.

Er konnte noch nicht alles verdauen. Zuviel war auf ihn eingestürmt.

Weil Hellmark dies erkannte, war er ausführlicher geworden, wie es sonst seine Art war.

Es kam ihm darauf an, daß Ellis wieder sein Selbstvertrauen gewann.

Der Detektiv lachte leise. »Es ist verrückt«, murmelte er und ließ unwillkürlich die Waffe sinken.

»Was ist verrückt?« fragte Björn.

»Ich muß gerade daran denken, wie ich noch ein Junge gewesen war. Vierzehn, fünfzehn Jahre alt vielleicht. Ich las für mein Leben gern Science-Fiction-Romane. Abends starrte ich hinauf in den sternenübersäten Himmel. In Gedanken versetzte ich mich dorthin, und ich wünschte, daß mit meinen Gedanken auch mein Körper reisen können müsse, von einer Sekunde zur anderen schneller als das Licht. Und so ähnlich ist das also bei Ihnen.«

»Ja. Ich kann meinen Körper an jeden beliebigen Ort versetzen, ohne meinen augenblicklichen Standpunkt zu verändern. Im Moment bin ich hier und ich könnte dennoch gleichzeitig in einem New Yorker Hotel oder in einem Theater sein, ich könnte mich in einer anderen Stadt aufhalten.«

Rani Mahay war zu ihnen herangetreten.

»Wie sieht’s aus?« fragte Björn seinen neuen Freund. Seit ihrer ersten Begegnung war der Mann aus Bhutan, der mit seinem Willen wilde Raubkatzen bezwingen konnte, zu seinem ständigen Begleiter geworden. Mahay hatte den Vertrag, der ihn an einen großen Zirkus gebunden, nicht mehr erneuert.

Hellmark hatte einen wahren Freund gefunden, der in sein Geheimnis eingeweiht war.

Hellmark vermutete, daß auch in Mahays Adern das Blut jener Rasse floß, die in grauer Vorzeit auf der Erde lebte und die einer gewaltigen Naturkatastrophe zum Opfer gefallen war. Die von

Xantilon, so hatte die Insel geheißen, entkommen konnten, hatten sich in alle Winde verstreut. Dort vermischten sie sich mit anderen Völkern. Aber das Blut jener alten, hochstehenden Rasse, in der ein ferner Vorfahre Hellmarks ein führender Mann gewesen war, hatte sich in Hellmarks Adern am reinsten erhalten.

»Hart wie Granit«, erwiderte der Inder, der die Wand genau untersucht hatte. »Da geht's nicht so einfach wie mit der Tür, Björn. Wenn ich mich dagegenwerfe, breche ich mir höchstens das Schlüsselbein. Wir müssen nach einem anderen Weg suchen, in den Geheimtunnel zu gelangen. Ich seh' mich im Haus um.«

»Einverstanden«, nickte Björn. »Ich hoffe, in der Zwischenzeit über alles informiert zu werden, was sich hier abgespielt hat, ehe wir eintrafen. Es geht um den Meister«, wandte er sich an Ellis. »Sie haben einen Namen genannt. Fleetwood, glaube ich? Je eher Sie mir sagen, wo ich diesen Mann finden kann, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir Sally Swanson von da zurückholen können, wohin sie verschleppt wurde. Vielleicht können wir noch etwas für sie tun.«

*

Frank Fleetwood saß mit zusammengekniffenen Lippen hinter dem Steuer seines Chevrolet und brauste durch die abendlichen Straßen von New York.

Dieser Tag war ganz und gar nicht nach seinen Vorstellungen verlaufen. Dabei hatte alles so gut angefangen.

Nach der Beisetzung Cindy Parkers auf dem Friedhof der Dämonen war Sally Swanson als nächstes Opfer auserwählt worden. Daß dieser Abend einen Außenseiter als Beobachter haben würde, hatte Fleetwood einkalkuliert. Der Brief von Ellis wäre niemals weitergegeben worden, niemals hätte jemand davon erfahren.

Nach dem Ritual für Sally Swanson wäre Ellis an die Reihe gekommen. Ein für allemal wäre er von der Bildfläche verschwunden und kein Mensch hätte jemals erfahren, was eigentlich aus ihm geworden ist.

Doch dann war es zu dem Zwischenfall gekommen, mit dem niemand gerechnet hatte. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte der Fremde plötzlich in der Tempelstätte gestanden.

Sie hatten die Flucht durch den Geheimgang ergreifen müssen. Alle Schwestern und Brüder hatten es geschafft. Umgehend war jeder in seine Wohnung zurückgefahren.

Belastendes Material über die Loge würde man zumindest in dem Haus nicht finden.

Selbst die Tatsache, daß Ron Taylor dort gewohnt hatte, besagte

nichts. Taylor hatte sich um die organisatorischen Aufgaben gekümmert. Die anderen Bewohner des Hauses waren bereits geflohen.

Fleetwood wußte, daß er umgehend Markoff unterrichten mußte.

Markoff war eines Tages im Office von Fleetwood aufgetaucht und hatte gesagt, daß er dafür sorgen könne, daß die Praxis jederzeit mehr Klienten haben würde, als sie brauche. Dieser Vorschlag hatte Fleetwood gefallen.

So war es zu der Gründung der teufelsanbetenden Gruppe gekommen.

Fleetwood war Markoff gegenüber verantwortlich. Er selbst war noch nie auf einer Versammlung in Greewich Village gewesen. Aber Markoff war die Verbindung zu den Mächten, die gewissenlosen Menschen Unterstützung in allen Lebensbereichen boten.

Den Kopf voller Gedanken jagte Fleetwood durch die Stadt.

Seine Wohnung lag im Herzen Manhattans. In einem modernen Apartment-Haus residierte er in einem Sechs-Zimmer-Apartment wie ein Fürst. Es gab dort regelmäßig Empfänge und Partys, auf denen er seine Kontakte pflegte.

Er besaß mehr als nur die Apartment-Wohnung. In Florida stand ein Bungalow, wo er seinen Urlaub verbrachte. Sein Konto wuchs sprunghaft.

Diesen Reichtum hatte Fleetwood ganz allein seiner Gruppe zu verdanken. Das wußte er. Und auch alle anderen, die dem Kreis angehörten, befanden sich in gesicherten Stellungen, die wiederum zu Schlüsselpositionen führten.

Fleetwood stellte seinen Wagen in der Tiefgarage ab. Er eilte zum Lift. Kein Mensch weit und breit. Unmittelbar nach dem Betreten seiner Wohnung rief er Markoff an. Nach dem zweiten Rufsignal meldete sich der Teilnehmer.

Stockend und verworren berichtete Fleetwood von den Vorfällen.

Markoff, der eine ruhige, besonnene Stimme hatte, stellte dann gezielte Fragen.

»Ich werde mich darum kümmern«, lautete sein einziger Kommentar hierzu. Er hatte sich eine genaue Beschreibung des Mannes geben lassen, der in der Versammlung aufgetaucht war, ohne daß er die Tür benutzt hatte oder durch den Geheimgang hätte kommen können. »Wir haben gewußt, daß er in New York ist.«

»Wer ist es?« wollte Fleetwood wissen.

»Der Mann heißt Hellmark. Aber damit können Sie nichts anfangen, Fleetwood. Es war zu erwarten, daß er etwas unternimmt. Darauf haben wir gewartet. Er darf keinen Schritt weiterkommen auf dem Weg, den er gehen will«, sagte Markoff leise. »Ihr Name ist gefallen. Hellmark ist hellhörig. Er wird alles daransetzen, Sie

ausfindig zu machen. Vielleicht ist er schon unterwegs.«

»Um diese Zeit?«

»Ich sagte, Sie kennen ihn nicht. Auf alle Fälle werde ich mich in den Wagen setzen und Richtung Greenwich Village fahren. Dann bleibt da noch einiges andere zu tun…«

*

Dieses »einige andere« bekam Carminia Brado, superrassiger Exportartikel aus Brasilien und Hellmarks ständige Begleiterin, zu allererst zu spüren.

Sie lag in ihrem Zimmer im Hotel Ambassador in der Park Avenue.

Dort waren sie abgestiegen. Björn mietete drei Zimmer. Eines für Carminia, eines für Rani Mahay, eines für sich.

Zum Zimmer Björns gab eseine Verbindungstür. Ebensogut hätten sie ein gemeinsames Zimmer haben können.

Carminia döste vor sich hin, als sie das Geräusch hörte.

Es raschelte.

Sie drehte den Kopf auf die Seite.

Etwas fiel ihr ins Gesicht.

Sie schreckte zusammen und riß die Augen weit auf.

Gedämpfter Lichtschein fiel von draußen her durch das breite Panoramafenster.

»Björn?« fragte sie schläfrig.

Sie griff neben sich. Auf dem Kopfkissen lag etwas. Sie stutzte.

In der Dämmerung erkannte sie das Kleid, das sie vorhin abgelegt und fein säuberlich auf einen Bügel an die Schrankseite gehängt hatte.

Aus diesem Kleid war aber nun ein riesiger Knoten gezurrt worden.

»Das gibt’s doch nicht«, murmelte die hübsche Südamerikanerin und richtete sich im Bett auf. Sie knipste das Nachttischlämpchen an.

Das buntgemusterte Frühlingskleid sah ziemlich ramponiert aus. Sie hatte Mühe, den Knoten zu öffnen.

Carminia stellte sich ins Bett und schüttelte das Kleid aus. Sie trug ein knöchellanges, hauchdünnes Nachthemd, das die Konturen ihres gutproportionierten Körpers voll zur Geltung brachte.

Björn war zu manchem Ulk aufgelegt, machte oft einen Unsinn, daß man glauben konnte, es mit einem großen Jungen und nicht mit einem erwachsenen Mann zu tun zu haben. Aber so etwas würde er nie tun.

Ihr Blick irrte zum Schrank, als es dort klapperte. Ohne ersichtlichen Grund pendelte der Kleiderbügel hin und her, als hätte eine unsichtbare Hand ihn angestoßen.

Neben der Tür wurde der Stuhl gerückt.

Carminias Blick irrte hinüber.

Was ging hier vor?

Befand sie sich in einem Spukhaus? Bebte die Erde?

Aber ein Erdbeben machte keinen Knoten in ein Modellkleid.

Da wackelte ihr Bett.

Sie warf die Arme hoch, um das Gleichgewicht zu halten, und sprang sofort von der Matratze.

Es ging Schlag auf Schlag.

Ihr Kopfkissen flog durch die Luft, das Laken wurde von der Matratze gerissen und wild zusammengeknüllt, als würden es riesige Hände bearbeiten, ein Stuhl kippte um. Die Blumenvase mit einem Strauß roter Rosen wackelte hin und her und verlor das Gleichgewicht.

Das Wasser ergoß sich mit einem Schwall in den dicken Teppich, die Rosen hingen über der Tischkante, die Vase war zerbrochen.

Carminia Brado rannte zur Tür, riß im Laufen den eleganten Morgenmantel von der Lehne eines Stuhls, und schlüpfte im Laufen hinein.

»Björn!« rief sie gellend. Ihren Schrei mußte man auf dem Korridor draußen hören.

Dämonen waren am Werk. Sie hatte schon von solchen Dingen gelesen. Nun erlebte sie sie am eigenen Leib, wie so etwas war.

Sie erreichte die Tür und drückte die Klinke. Da griff etwas nach ihr. Carminia wurde nach hinten gerissen. Sie taumelte, verlor das Gleichgewicht und stürzte zu Boden.

Unsichtbare Kräfte tobten sich aus.

Stöhnend richtete sich die junge Frau wieder auf.

Die Schranktür flog auf, als fahre eine Windbö hinein.

Die Kleider wurden durcheinandergewirbelt, von den Bügeln gerissen und ihr bündelweise ins Gesicht geworfen.

Die Brasilianerin wich zurück und versuchte sich vor den tobenden Gestalten zu schützen.

Eine furchtbare Unordnung entstand.

Überall lag etwas herum. Das Bett war zerwühlt, aus den lang herabhängenden Vorhängen wurden mehrfach Knoten gemacht.

Ein Lederkoffer wurde hochgerissen. Der Deckel öffnete sich und der gesamte Inhalt an Wäsche und anderen Utensilien, die sie nie in die Schubladen und Schränke einräumte, ergoß sich über sie. Carminia schrie.

Sie fühlte schmerzhaft Schläge, die sie trafen. Unsichtbare Hände schlugen nach ihr. Wie eine Peitsche knallte ein langes Seidenkleid in ihr Gesicht.

Schon sah es aus wie in Sodom und Gomorrha. Es kam ihr vor, als dauere der Angriff der bösartigen Geister schon eine Ewigkeit an, dabei war seit dem verknoteten Kleid, das ihr ins Gesicht geworfen

wurde, noch keine Minute vergangen.

Sie schrie und rannte auf die Tür zu. Aber sie kam keine zwei Schritte weit.

Unsichtbare schlugen und drängten sie zurück, während alle Gegenstände durch das Zimmer flogen.

Ein Fensterflügel flog auf.

Die scharfe Metallkante traf ihren Hinterkopf.

Mit einem Aufschrei brach sie zusammen.

Draußen auf dem Korridor erschollen Schritte.

Es wurde an die Tür der Brasilianerin geklopft, an der Klinke gerappelt.

Carminia bemerkte es nicht mehr.

*

Sie hielten sich nicht länger in dem alten Haus auf als unbedingt notwendig.

Alles, was Björn Hellmark hatte wissen wollen, war besprochen.

Peter Ellis fuhr gemeinsam mit Mahay zum Police Headquarters, um die Vorgänge zu melden, während Björn Hellmark in den Mietwagen stieg, den er zwei Häuserblocks weiter geparkt hatte.

Björn steuerte den graublauen Chrysler direkt in die Sixth Ave, um auf dem schnellsten Wege zu Fleetwoods Wohnung zu kommen.

Über die Ave kam man schnell voran. Sie führte direkt zum Central-Park.

Von dort aus waren es höchstens noch zehn Minuten bis zum Apartment-Haus.

Doch so weit kam er nicht.

Ein Zwischenfall trat ein.

Der Verkehr war nicht sehr dicht. Die Abstände zwischen den einzelnen Wagen groß.

Der junge Deutsche sah einen Wagen von der Gegenfahrbahn plötzlich auf sich zuschießen.

Björn war ein guter Fahrer. Er reagierte schnell und richtig.

Er stieg nicht voll auf die Bremse, um nicht auch noch ins Schleudern zu kommen.

Er konnte gerade noch den Wagen herumziehen.

Zwischen dem ihm vorausfahrenden Fahrzeug und dem ihm entgegenkommenden Fahrzeug gab es eine schmale Gasse.

Wie ein Kunstfahrer riß er den Wagen auf die beiden linken Räder, so daß es aussah, als würde der Chrysler auf die Seite fallen.

Hellmark gelang es auf diese Weise, einem schlimmen Unfall auszuweichen.

Doch der Wagen, der ausgebrochen war, dem ganz offensichtlich

der Reifen geplatzt war, überschlug sich zweimal.

Nur der Tatsache, daß die Sixth Avenue um diese Zeit verkehrsmäßig nicht überlastet war, konnte man es danken, daß kein weiteres Fahrzeug in den Unfall verwickelt wurde.

Der Wagen drehte sich wieder auf die Räder, das Dach war eingebeult, die Windschutzscheibe total zertrümmert, und die Scherben lagen überall verstreut ringsum. Das Unfallfahrzeug rutschte über den Straßenrand hinaus. Noch ehe es jedoch zum Stehen kam, hatte Björn Hellmark seinen Chrysler bereits gestoppt, riß die Tür auf und jagte am Straßenrand entlang zu dem Unfallwagen zurück.

Er war der erste am Unfallort, um dem Verletzten zu helfen, bevor weitere Fahrer stehenbleiben.

Aber wie Hellmark sofort feststellte, war der Fahrer des Unfallwagens unverletzt geblieben.

In seinem Gesicht gab es nicht einmal einen Kratzer.

Ein wenig verstört blickte der Mann Hellmark an.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte Björn. »Tut Ihnen etwas weh?«

»Nein, ich glaube, es ist alles in Ordnung.«

»Sie haben verdammt viel Glück gehabt«, bemerkte Hellmark, mit einem Blick auf die zerstörte Windschutzscheibe. »Der Sicherheitsgurt hat Ihnen möglicherweise das Leben gerettet.«

Aus den Ritzen der Motorhaube stiegen Qualmwolken.

Im Motorraum schwelte ein Brand.

Der Deutsche packte den im Wagen Sitzenden unter den Armen und zog ihn heraus.

Unter der Motorhaube knisterte und bruzzelte es, als die Kabel verschmorten.

Es kam darauf an, den Verunglückten erst einmal aus der Gefahrenzone zu bringen.

Er torkelte neben Hellmark her, der ihn stützte.

Inzwischen hatte ein Autofahrer hinter dem Unfallfahrzeug angehalten und erkannte die Situation. Geistesgegenwärtig riß er seinen Feuerlöscher an sich und rannte auf das zertrümmerte Fahrzeug zu.

Er riß die Motorhaube in die Höhe. Die Sauerstoffzufuhr fachte die Flammen an.

Es zischte, als der weiße Schnee sich dämpfend und erstickend auf den Brandherd legte.

Die Gefahr war gebannt. Zu einem Verkehrsstau war es nicht gekommen. Die ersten Neugierigen fuhren wieder weiter, andere warfen im Vorbeifahren nur noch einen Blick auf das Wrack am Straßenrand.

»Mein Name ist Markoff, Boris Markoff«, sagte der Mann an Hellmarks Seite und reichte dem Deutschen die Hand. »Ich danke

Ihnen für Ihre Hilfe.« Er schüttelte den Kopf. »Daß mir einmal im Leben ein Reifen platzen würde, das hätte ich auch nicht für möglich gehalten.«

»Sie hatten Glück im Unglück. Man sieht Ihnen nicht an, daß Sie einen solchen Unfall durchgemacht haben. Dennoch halte ich es für angebracht, daß sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Eine kurze Untersuchung kann nichts schaden. Ich werde Sie schnell ins nächste Hospital fahren.«

*

So machte er die Bekanntschaft von Boris Markoff.

Und Björn ahnte nicht, daß ein gefährlicher Widersacher in sein Leben geraten war, der absichtlich dieses riskante Manöver inszeniert hatte, um auf unverdächtige Weise mit Hellmark in Kontakt zu kommen.

Er liefert Markoff im Krankenhaus ab.

Die Untersuchung Markoffs dauerte gut zwanzig Minuten.

Hellmark saß draußen an einem Tisch und wartete. Irgendwie fühlte er sich Markoff gegenüber verantwortlich, der einen so hilflosen und bedauernswerten Eindruck machte.

Björn blätterte in einem Magazin, aber er nahm die Bilder und Texte nicht in sich auf.

Er konzentrierte sich auf seine Fähigkeit, seinen Körper zu verdoppeln.

Man sah ihm die Anstrengung nicht mehr an, die dazu nötig war, seinen Ätherkörper entstehen zu lassen.

In seinem Bewußtsein lag genau die Straße, das Haus, der ganze Bezirk verankert, in dem Frank Fleetwood wohnte.

Hellmark saß ganz ruhig und wie abwesend da, als wäre er tief in Gedanken versunken.

In der gleichen Zeit formte sein Wille einen zweiten Körper, der ihm aufs Haar glich, der Björn Hellmark – und doch nicht Björn Hellmark war. Denn dieser Körper, der entstand, wurde nicht aus Fleisch und Blut geschaffen, aus einer anderen Substanz, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Ektoplasma hatte, wie es aus Mund und Ohren eines Mediums kommen konnte, wenn ein Geist sich während einer spiritistischen Sitzung materialisierte.

Es war ein lebender Stoff, dem alle Eigenarten des Originalkörpers anhafteten.

Macabros materialisierte in der Straße, in der Frank Fleetwood wohnte.

*

Carminia Brado hörte Stimmen wie aus weiter Ferne.

Zwei Stimmen.

»Wie ist das passiert?«

»Sie muß den Verstand verloren haben. Ein plötzlicher Tobsuchtanfall. Sie hat das ganze Zimmer verwüstet.«

Die junge Brasilianerin stöhnte leise. »Ich hab’ es nicht getan, nein«, sagte sie schwach.

»Sie kommt zu sich«, stellte die erste Stimme fest.

Carminia schlug die Augen auf. Ihre Umgebung kam ihr sofort vertraut vor. Es war das Hotelzimmer, in dem sie untergebracht war.

Sie lag auf dem Bett. Carminia erkannte sofort, daß ihr Bett wieder gemacht war. Das Kissen lag fein säuberlich unter ihrem Kopf.

Aber rundherum herrschte noch eine beträchtliche Unordnung.

Zwei Personen waren anwesend. In dem einen erkannte sie den stellvertretenden Geschäftsführer des Hotels, in der anderen das Zimmermädchen, das zuerst auf den Krach im Zimmer aufmerksam geworden war. »Wie geht es Ihnen?« fragte Mister Sherman. »Haben Sie Schmerzen?«

Carminia nickte. Sie tastete nach ihrem Kopf. Er tat ihr weh, aber sie war nicht verletzt.

»Sie müssen gegen das offenstehende Fenster gefallen sein.« Daniel Sherman war jung und sympathisch. Er trug das Haar sauber gescheitelt.

»Es ist plötzlich aufgegangen«, sagte Carminia.

»Das ist recht unwahrscheinlich«, schaltete das Zimmermädchen sich ein. »Es war fest verschlossen. Einen Sturm hatten wir nicht.«

»Aber hier sieht’s aus, als wäre einer durchs Zimmer gefegt«, meinte die Südamerikanerin. »Wie lange liege ich schon hier?«

»Seit etwa zehn Minuten«, antwortete Mister Sherman. »Der Arzt muß jeden Augenblick da sein.«

»Das ist nicht nötig. Ich bin nicht verrückt. Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben«, entgegnete die Brasilianerin. »Was hier passiert ist, geht nicht mit rechten Dingen zu. Hier spukt’s, um es ganz einfach auszudrücken.«

Sie erhob sich. Es war ihr etwas übel. Der Schlag gegen den Kopf schien eine kleine Gehirnerschütterung bewirkt zu haben. »Ich werde mich um alles kümmern«, sagte sie. »Bitte, machen Sie kein großes Aufsehen deshalb.«

Der stellvertretende Geschäftsführer warf einen schnellen Blick auf das Zimmermädchen.

»Noch eine Frage«, machte Carminia sich nochmals bemerkbar.

»Ja, bitte Miss?«

»Ist Ihnen etwas Besonderes aufgefallen, als Sie hier in das Zimmer

kamen, Mister Sherman?«

»Nun, es ist recht ungewöhnlich, wenn alles herumliegt. Das haben wir nicht jeden Tag, Madam.«

»Das kann ich mir denken. Aber das meinte ich nicht. Haben Sie gesehen, daß noch etwas durch die Luft geflogen ist?«

»Nein«, schüttelte Sherman den Kopf. Jetzt schien es ihm doch ein bißchen unheimlich zu werden. Er ließ es sich zwar nicht anmerken, aber Carminia spürte es. »Schließlich war niemand außer Ihnen im Zimmer. Und Sie lagen am Boden, Madam.«

»Hmm, ich hab's mir fast gedacht. Danke, Mister Sherman.«

Das Zimmermädchen fing an, aufzuräumen. Die Kleider, alle persönlichen Gegenstände, die zerrissenen und zerfledderten Zeitschriften, die Wäsche.

Dann näherten sich Schritte draußen auf dem Gang.

Es war wenige Minuten vor zehn Uhr.

Carminia hoffte, daß Björn endlich zurückkäme.

Es wurde an die Tür geklopft.

Davor stand ein Mann. Er trug einen leichten Übergangsmantel. Den Hut hatte der Ankömmling tief in die Stirn gedrückt.

Der Fremde trug eine lederne Aktentasche in der Hand. »Ich bin Dr. Sisley«, sagte der Mann. »Man hat mich hierhergerufen.«

*

Carminia erklärte Sisley, daß man im Hotel von der falschen Meinung ausgegangen sei, sie hätte einen Nervenzusammenbruch erlitten.

Sisley hörte sich sehr genau an, was Carminia ihm erklärte. Dann sprach er leise und begütigend mit ihr. Er war ein sehr freundlicher, fast väterlicher Typ, aber etwas an seiner Art störte sie.

Er bestand darauf, sie zu untersuchen.

Dabei sprach er ständig, während er eine kleine Taschenlampe anknipste und ihr in die Augen blickte.

Sie lauschte seiner Stimme, er sprach leise, eindringlich. Wie ein Hypnotiseur.

Hypnotiseur? Ein Signal schlug in ihr an.

Gefahr!

Aber etwas legte sich dämpfend auf ihr Hirn.

Vor ihren Augen schwamm alles. Angst und Zweifel wichen. Die fremde, tröstende Stimme lullte sie ein.

Die Gesichter des Zimmermädchens und des stellvertretenden Geschäftsführers verzogen sich zu einer zerfließenden Gummimasse.

Dämonenhafte Züge entstellten die Gesichter.

Sie sahen furchterregend aus.

»Wir werden sie wegbringen. Unten steht der Wagen«, sagte Sisley.

Der angebliche Daniel Sherman nickte, nahm aus dem Schrank einen Mantel Carminias. Sie schlüpfte hinein, ohne daß es ihr bewußt wurde.

Das Zimmermädchen öffnete die Tür.

Draußen war tiefe Stille.

Der Lift, nur zwei Türen weiter, war blockiert. Das hatte Sisley getan, um seinen Plan ohne langen Aufenthalt auszuführen.

Die Brasilianerin wurde mit dem Lift nach unten gebracht. Es war der Lift für das Dienstpersonal. Er hielt in einem Korridor, der direkt zur Küche und den Wirtschaftsräumen führte.

Dort war nicht mehr viel Personal anwesend. Die Hauptessenszeit war vorbei. Ein junger Koch und zwei Küchenhelferinnen arbeiteten an einer kalten Platte.

Unbemerkt verließen Sisley und seine beiden Begleiter, die ihn im Zimmer Carminias erwartet hatten, durch einen Hinterausgang das Hotel.

Hier in einem Hinterhof, in dem Mülltonnen und Schuppen standen und wo die Hotelangestellten ihre Wagen abgestellt hatten, stand auch der Wagen, mit dem Dr. Sisley gekommen war.

An der Tür veränderten der angebliche Sherman und das Zimmermädchen ihr Aussehen. Er trug nicht mehr den eleganten Anzug, in dem er Carminia gegenübergetreten war. Er trug jetzt einen einfachen Straßenanzug. Und auch das Aussehen des Mädchens hatte sich verändert.

Der dunkle Rock, die weiße Schürze und das weiße Häubchen waren verschwunden, an ihre Stelle war ein einfach geschnittenes, unauffälliges Kleid getreten.

Nur Sisley blieb so, wie er war.

Sisley war kein Dämon.

Er war ein Mensch, der ihnen zu Diensten stand, wie sie ihm zu Diensten standen.

Sisley nahm hinter dem Steuer Platz. Neben ihm der, der in der Rolle des stellvertretenden Geschäftsführers aufgetreten war. Carminia nahm im Fond des Wagens Platz, an ihrer Seite der Dämon mit dem Aussehen des Zimmermädchens.

Sisley startete. Der Wagen fädelte sich in den fließenden Verkehr ein.

Satans Helfershelfer aber hatten zugeschlagen.

Das unterbrochene Ritual im Keller des alten Hauses hatte die Geister auf den Plan gerufen.

Man mußte Hellmark treffen, man mußte eine Waffe gegen ihn in der Hand haben.

Carminia Brado wurde entführt.

Der Wagen verlor sich zwischen all den anderen, die um diese Zeit durch Manhattan fuhren.

Ein Auto unter vielen. Niemand ahnte, wohin die menschliche Fracht gebracht wurde.

Nur Sisley wußte das.

Er war ein Prominentenarzt, ein Spezialist für Nervenerkrankungen. Seine Praxis florierte, denn im Keller seines Hauses stand ebenfalls ein Altar, von dem aus Menschenopfer für den Friedhof der Dämonen vorbereitet wurden.

Carminia Brado sollte in den finsteren Hades gebracht werden, von dem es keine Rückkehr mehr gab. Ein für allemal sollte auch sie von der Bildfläche verschwinden und damit den Weg gehen, den Jahr für Jahr viele hundert unschuldige Opfer gingen.

*

Die Befürchtung, daß Boris Markoff innere Verletzungen davongetragen haben könnte, erwiesen sich als unbegründet.

Zufrieden lächelnd kehrte er aus dem Untersuchungszimmer zurück.

Björn Hellmark nahm sich seiner an.

»Fast kommt es mir so vor, als hätten Sie den Unfall verursacht und Sie fühlten sich in meiner Schuld«, sagte Markoff. »Es ist nett, daß Sie sich so um mich kümmern.«

»Das ist selbstverständlich«, erwiderte Hellmark. »Ich bringe Sie noch nach Hause.«

Markoff wandte nicht das Geringste dagegen ein.

Hellmark registrierte nicht, daß ein gewisser Einfluß auf ihn ausgeübt wurde. Der war so sachte, so geschickt gesteuert, daß er glaubte, alles geschähe nach seinem Willen.

Boris Markoff hatte den besten Augenblick erwischt, die teuflische Saat auszusäen.

In dem Augenblick, als Hellmark sich zu ihm in den Wagen gebeugt hatte, waren alle Gedanken des Deutschen nur auf das momentane Geschehen ausgerichtet gewesen. Nicht für den Bruchteil einer Sekunde lang hatte er daran gedacht, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen könne.

Diese Zeit hatte Markoff genügt, Einfluß über den Willen Hellmarks zu gewinnen.

Hier, im Diesseits, war Hellmark nur schwerlich mit normalen Mitteln beizukommen. Man mußte ihn woanders hinlocken, um ihn zu vernichten.

Auf der anderen Seite dieser Welt war er anfällig, da war die Macht der bösen Mächte noch weitaus größer.

Während der Fahrt nach Queens, wo Markoff seine Wohnung hatte, unterhielten sie sich angeregt.

Markoff ließ durchblicken, daß er nicht daran glaubte, daß mit dem platzenden Reifen alles seine Richtigkeit gehabt hätte.

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Hellmark interessiert. »Denken Sie an einen Mordanschlag?«

»Fast könnte man es meinen, ja.«

»Haben Sie Feinde?«

»Die hat jedermann. Aber in meinem Falle dürften es ein paar mehr sein als gewöhnlich.«

»Und die machen Sie für den platzenden Reifen verantwortlich?«

»Mit Recht, wenn Sie wüßten, was ich weiß«, erwiderte Boris Markoff geheimnisvoll und lehnte sich in die Polster zurück.

»Wenn Sie einen Verdacht haben, dann sprechen Sie mit der Polizei.«

Markoff lachte trocken. »Sie haben leicht reden, Mister Hellmark. Es sind keine gewöhnlichen Feinde.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Hellmark war nicht ganz auf dieses Gespräch konzentriert. Er mußte auch auf Macabros, seinen Kopiekörper achten, der einige Meilen von ihm entfernt in der Wohnung von Frank Fleetwood aktiv war und sich dort umsah. Fleetwood war nicht da. Der Anwalt war ausgeflogen. Diese Information erhielt Hellmark durch die Aktivität seines Doppelgängers.

»Glauben Sie an Hexerei?« Die Frage kam so spontan, daß Hellmark seinen Begleiter überrascht ansah.

»Man sollte – gerade in unserer aufgeklärten Zeit meinen, daß es das nicht gibt. Aber genau das Gegenteil ist der Fall.«

»Ich bin überzeugt davon, daß der Reifen geplatzt ist, weil Hexerei im Spiel war. Machen Sie das aber mal einem sturen Beamten hinter seinem Schreibtisch klar, Mister Hellmark. Der lacht sich kaputt und gibt Ihnen ’nen Freifahrtschein in die nächste Klapsmühle.«

»Da könnten Sie recht haben.«

»Man hat mich beobachtet, schon die ganze Zeit«, sinnierte Markoff, und er spielte seine Rolle ausgezeichnet. »Obwohl ich es geheim gehalten habe. Aber irgendwie müssen sie doch Kenntnis von meinen Aufzeichnungen erhalten haben. Nichts bleibt ihnen verborgen.«

Er kaute auf seiner Unterlippe herum und sah sehr ernst und bedrückt aus.

»Über wen haben Sie geschrieben?«

»Über eine Gruppe von Teufelsanbetern. Aber niemand nimmt diese Dinge ernst. Ich habe Namen genannt, knallharte Tatsachen geschildert. Aber ob das Buch jemals erscheinen kann, ist fraglich.«

»Würden Sie es mir zeigen?« fragte Hellmark. Er fand, daß dies ein ungeheuerlicher Zufall war.

Er stieß auf einen Mann, der etwas von den Teufelsanbetern wußte.

Aber auch jetzt war sein Reaktionsvermögen anders als gewohnt.

Er wurde nicht mißtrauisch. Im Gegenteil. Er war bereit anzunehmen, daß dies wirklich ein Zufall war, wie es sie manchmal im Leben wirklich gibt.

»Ja, wenn es Sie interessieren würde?« Markoff warf einen schnellen Blick auf ihn. »Ich möchte Sie natürlich nicht in Gefahr bringen. Nicht, daß es Ihnen so ergeht wie mir.«

Hellmark wollte darauf etwas sagen, aber er tat es nicht.

Die Gefahren, die es für ihn gab, waren anderer Natur. Vielleicht bildete Markoff sich auch wirklich nur etwas ein, was nicht zutraf.

Aber einen Blick in die Schriften konnte man dennoch wagen. Schaden konnte es nichts, denn wie sich zeigte, war der Besuch im Apartment, dem die Büroräume des Anwaltes Fleetwood angeschlossen waren, ein Schlag ins Wasser.

Fleetwood war nicht da, und belastendes Material, das auf die menschenopfernde Loge hingewiesen hätte, gab es nicht.

Hellmark löste seinen Doppelkörper auf, um sich mehr auf das Gespräch mit Boris Markoff konzentrieren zu können.

»Kennen Sie einen Mann namens Fleetwood?« fragte Hellmark unvermittelt. Die Idee kam ihm ganz plötzlich.

Markoff zuckte zusammen. »Was wissen Sie von ihm?«

»Nichts.«

»Weshalb nennen Sie den Namen? Haben Sie etwa… wollen Sie mich…«

»Nein, alles was Sie denken stimmt nicht, Mister Markoff. Kommt der Name in Ihrem Buch vor?«

»Ja.«

»Wir haben uns treffen müssen«, murmelte Hellmark. »Ich glaube, wir beide ziehen an einem Strang. Lassen Sie mich Ihr Buch eingehend studieren, und wir werden beide mehr wissen.«

*

Rani Mahay und Peter Ellis waren bei der Haussuchung anwesend, die die New Yorker Polizei durchführte.

Man ging von Ellis' Aussagen aus, daß hier ein Mensch auf rätselhafte Weise verschwunden war, den man nun suchen mußte.

Captain Lincoln, der die Mannschaft leitete, sorgte außerdem dafür, daß zwei seiner besten Leute sich auf den Weg machten, um den Anwalt Frank Fleetwood auf den Zahn zu fühlen. Er war hier

dabeigewesen, als Sally Swanson verschwand, und laut Ellis Angaben, der einen detaillierten Bericht zu Protokoll gegeben hatte, mußte davon ausgegangen werden, daß hier bereits vor Sally Swanson Menschen ermordet worden waren.

Wie dies allerdings im einzelnen vor sich gegangen war darüber ließen sich nur Vermutungen anstellen.

Harald Lincoln war alles andere als ein Phantast. Er wurde tagtäglich mit handfesten Problemen konfrontiert, mit Verbrechen, Raubüberfällen, Morden. Da gab es Leichen, Spuren, Zeugen und endlich Täter. Hier aber war von alledem nichts zur Hand.

Sie suchten das ganze Haus ab, vom Keller bis zum Dach. Sie fanden nur im Keller Hinweise, daß hier eine ungewöhnliche Loge seltsame Messen zelebriert hatte.

Da gab es den Altar, den Thron, den Geheimstollen, der direkt in einen Gang mündete, von dem aus eine Tür zum Hof führte.

Alles, was nicht niet- und nagelfest war, beschlagnahmte Lincoln. Die Feuerschalen, Behälter mit seltsamen und übelriechenden Kräutern und Essenzen und den Dolch, mit dem Fleetwood angeblich in Sally Swansons Finger gestochen haben sollte, damit sie mit ihrem eigenen Blute ihr Todesurteil unterzeichnen konnte. Einer seiner Männer schlug sogar ein Stück von dem Altarstein an, auf dem eingetrocknete, dunkle Flecken festgestellt worden waren.

Es konnte Blut sein. Lincoln wollte es genau wissen.

Sein Hauptinteresse aber galt dem Buch, von dem der Privatdetektiv gesprochen hatte.

In diesem Buch sollten die Namen all derer stehen, welche dem Kreis der Teufelsanbeter angehörten und die zu Opfern geworden waren.

In den verlassenen Wohnungen fand man nur Hinweise auf die Bewohner, die hier gelebt hatten. Hier war das Buch nicht versteckt. Trotz der allgemeinen Aufregung, die nach dem Eintreffen Hellmarks und Mahay aufgetreten war, mußte es den Fliehenden gelungen sein, das wichtigste Belastungsmaterial mitzunehmen.

»Es hat sich in Luft aufgelöst – wie Sally Swanson.«

Harold Lincoln grinste über sein breites, sommersprossiges Gesicht, als nähme er das Ganze nicht ernst. Er hatte den Boden und die Wände im Tempel nach Falltüren abgesucht, aber keine gefunden. Anfangs war er überzeugt gewesen, daß auf diese Weise etwas organisiert worden sein konnte. Ein Mensch konnte nicht einfach verschwinden, sich nicht in Luft auflösen. Er hinterließ eine Spur.

Aber hier versagten die Mittel und Kombinationen herkömmlicher Denkweise.

Hier mußte man mit anderen Methoden rangehen.

Eine Stunde lang opferte er allein, um Tempel und Geheimgang zu

inspizieren. Und die gründliche Arbeit lohnte sich.

Er stieß in dem Gewölbe auf mehrere kleine Nischen, die von genau passenden kopfgroßen Steinen abgedichtet waren. In den Nischen lagen einzelne Knochen, die mit unverständlichen Schriftzeichen bedeckt waren. Im Licht der Taschenlampe zeigte sich, daß sie mit roter Farbe beschriftet waren.

Rot wie Blut.

Rani Mahay machte eine Entdeckung, die den makabren Fund übertraf.

Der Thron des Meisters war nicht fest im Boden verankert. Wiederholte Male tastete der breitschultrige Inder über die Fugen, als ahne er, daß es dort einen geheimen Mechanismus gäbe.

Und wie von Geisterhand gelöst glitt plötzlich lautlos ein Stein zurück. Der ganze Thron kippte um dreißig Grad nach vorn. Ein Hohlraum tat sich auf. Der war ausgelegt mit rotem Samt. Und darauf lag das Buch.

Es wog schwer.

Rani hob es herauf. Keiner der beschäftigten Beamten merkte es zuerst. Der Koloß von Bhutan schlug es auf.

Der Text mit den verschnörkelten Buchstaben war in lateinischer Sprache abgefaßt. Mahay konnte nichts damit anfangen.

Einigermaßen leserlich waren die Namen, welche die einzelnen Mitglieder unter den Text mit ihrem Blute geschrieben hatten.

Mahay informierte Captain Lincoln.

»Ich habe eine Bitte an Sie, Captain«, sagte der braunhäutige Mann. »Wenn Sie dieses Buch ausgewertet haben, lassen Sie mich bitte wissen, wer die Menschen waren, die von den Teufelsanbetern geopfert wurden. Vielleicht können wir noch etwas für sie tun.«

Lincoln blickte den Mann, der ihn um drei Köpfe überragte, an, als hätte er den Verstand verloren.

»Ja, ja«, murmelte er. »Wenn Sie meinen, daß es noch hilft, gem.«

Eine Viertelstunde später verließen sie das alte Haus in Greenwich Village. Alle Fenster wurden verschlossen, alle Türen versiegelt.

In der Nähe des Hauses postierte Lincoln einen Posten.

Peter Ellis suchte sein Hotelzimmer an der Straßenecke auf, um dort die Nacht zu verbringen. Mahay kehrte in das Ambassador zurück.

Dies alles wurde von einem Mann beobachtet, der in seinem Wagen zwischen anderen auf dem dunklen Parkplatz in der Nähe des Hotels saß.

Der Mann hinter dem Steuer war Frank Fleetwood.

In, den Augen des geheimnisumwitterten Anwalts glomm ein wildes Feuer: Angst und Entschlossenheit.

Fleetwood hatte versagt. Er mußte etwas gutmachen. Er war zu

allem entschlossen, die geheimnisvollen Mächte, denen er diente, zufriedenzustellen, um nicht selbst in den Teufelskreis der Vernichtung zu geraten.

Das, was ihn erwartete, war schlimmer als der Tod. Er wußte es genau, denn er selbst hatte die Opfer auserwählt, die diesem Schicksal anheimgefallen waren.

Die Welt der Finsternis, die Herrscher des Dämonenreiches legten andere Maßstäbe an.

Wer sich ihnen einmal verschrieben hatte, konnte sich nicht mehr von ihnen lösen. Er war ihnen ausgeliefert, im Leben wie im Tode.

*

Der Inder blieb noch eine halbe Stunde in der Bar seines Hotels, ehe er sich entschloß, nach oben zu gehen. Hellmark hatte versprochen, sich hier wieder mit ihm zu treffen.

Aber Björn kam nicht.

Mahay ging nach oben. Aufmerksame Blicke folgten ihm. Wo der riesige Mann auftauchte, zog er die Aufmerksamkeit auf sich.

Rani bewegte sich mit federnden Schritten durch den langen, stillen Korridor.

Die drei Zimmer lagen nebeneinander.

Er klopfte kurz an die Tür, hinter der Hellmarks Zimmer lag.

Niemand meldete sich.

Er war also noch nicht da.

Rani Mahay ging daraufhin zu seiner Tür, fingerte den Schlüssel aus seiner Hosentasche und wollte ihn ins Schloß stecken.

Aber er hielt ihn nicht richtig zwischen den Fingern und so entglitt er ihm.

Der Aufschlag auf dem Teppichboden war nicht zu hören. Aber der kleine Unfall spielte sich nicht völlig lautlos ab.

Der Schlüssel rutschte vom Schloß direkt an der Tür herunter. Es klapperte. In der Stille hallte es durch den ganzen Korridor.

Prompt erfolgte die Reaktion.

Die gegenüberliegende Tür wurde aufgerissen. Auf der Schwelle stand eine resolute Frau, grauhaarig, Lockenwickler im Haar, abgeschminkt.

Eine reiche amerikanische Witwe, wie Zeichner sie gern karikierten.

»Unverschämtheit«, stieß sie hervor. »Gibt’s denn hier heute überhaupt keine Ruhe?«

»Sorry, Madam«, entschuldigte sich Mahay. »Mir ist der Schlüssel aus der Hand gerutscht.«

»Erst der Krach im Zimmer daneben, die elende Schreierei, daß der

Geschäftsführer und ein Zimmermädchen sich darum kümmern müssen, und jetzt werfen Sie Ihren Schlüssel gegen die Tür. Da muß man ja nervös werden.« Sie drehte sich um, warf die Tür hinter sich zu und verschwand von der Bildlache.

Rani Mahay begab sich zur Tür Carminias und klopfte an.

Er wartete, klopfte ein zweites Mal, drückte dann die Klinke und stellte fest, daß die Tür nicht verschlossen war.

Er trat ein. Mit einem Blick übersah er die Situation. Im Zimmer sah es aus, als hätte ein Orkan gewütet.

Carminia Brado war verschwunden.

Mahay hatte sofort einen furchtbaren Verdacht.

Hellmarks Pläne sollten gestört werden. Die Feinde, denen er den Kampf angesagt hatte, kamen ihm zuvor.

Mahay betrat durch die Verbindungstür den Raum Hellmarks, der völlig in Ordnung war. Der Inder nahm etwas aus dem Gepäck seines Freundes, das aussah wie ein grobgestrickter Damenstrumpf.

*

Harold Lincoln konnte es kaum erwarten, das Buch näher zu betrachten, das der Inder gefunden hatte.

Der Captain nahm es mit sich nach Hause.

Hier war er allein und ungestört und konnte sich in Ruhe mit den Problemen beschäftigen, die sich ihm seit heute abend in überreichem Maße stellten.

Er nahm gerade Platz an seinem Schreibtisch, als die Klingel anschlug.

Wer wollte ihn jetzt noch besuchen? Zu dieser ungewöhnlichen Zeit?

Er ließ das Buch aufgeklappt auf dem Schreibtisch liegen und ging zur Tür, nahm den Hörer der Sprechanlage ab.

»Ja?«

»Ich hab’ einen Tip für Sie, Captain«, sagte eine aufgeregte Stimme. »Es geht um die verrückte Geschichte in Greenwich Village.«

Lincolns Augen wurden schmal. »Was wissen Sie davon?«

»Nicht hier, vor dem Haus, Captain. Das ist zu gefährlich. Man ist mir auf den Fersen. Wenn man dahinterkommt…« Die Stimme des Mannes klang ängstlich.

»Wer sind Sie?«

»Jim Barker.«

Den Namen hatte er nie gehört. Lincoln drückte den Knopf des Türöffners und entsicherte seine Waffe.

Vorsicht war angebracht.

Hinter der Tür wartete er ab, bis der Besucher die Treppen

heraufkommen war. In diesem vierstöckigen Wohnhaus in einer Seitenstraße des Times Square gab es keinen Aufzug.

Lincoln warf einen schnellen Blick durch den Spion. Er sah ein bleiches, müdes Gesicht. Der Mann war außer Atem, der mußte eine ganze Zeit lang gerannt sein.

Lincoln öffnete. Er war auf einen Angriff vorbereitet.

»Danke«, der Mann nickte, blieb auf der Schwelle stehen.

»Treten Sie näher«, forderte Lincoln den späten Besucher auf. Er achtete auf jede Bewegung, jede Geste.

Der Mann war gut gekleidet, hatte eine gute Aussprache.

»Sie wollten mir etwas Wichtiges mitteilen, Mister Barker.« Lincoln machte eine einladende Bewegung zum Arbeitszimmer hin. Er ging dem Gast nicht voraus. Er blieb einen halben Schritt hinter ihm. »Worum handelt es sich?«

Sie befanden sich im Arbeitszimmer.

Dort lag das Buch. Der Eintretende konnte genau auf die Seite schauen.

Es war jenes Blatt aufgeschlagen, das zuletzt unterschrieben worden war.

Deutlich lesbar zeigte sich der mit Blut geschriebene Namenszug von Sally Swanson, eine lockere, flüssige Schrift.

»Es geht um den Text in diesem Buch, Captain«, sagte der Mann erregt. »Konnten Sie ihn entziffern? Sie könnten damit die Hölle in Bewegung setzen.« Er sagte es auf eine Weise, daß es Lincoln eiskalt über den Rücken lief.

»Was wissen Sie über dieses Buch?« wunderte er sich. Der heutige Tag hatte es in sich. Nichts schien mehr zu stimmen. Ein Fremder tauchte auf, der etwas über das Buch wußte, aber nicht wissen konnte, daß er, Lincoln, es mitgenommen hatte. Wo blieb da die kriminalistische Logik?

»Soviel, daß es nicht gut ist, daß Sie näheres über den Text erfahren, Lincoln.« Die Stimme des Besuchers klang plötzlich scharf. Der Mann drehte sich um. »Ich bin gekommen, um es mir zurückzuholen, ehe Sie auf die Idee kommen, einen Fachmann zu beauftragen, die lateinischen Texte zu übersetzen«, teilte Barker alias Frank Fleetwood mit.

*

Der Anwalt streckte die Hand aus. »Ich möchte mich nicht lange aufhalten. Diese Nacht dauert nicht ewig, Captain. Kommen Sie! Legen Sie Ihre Kanone wieder dorthin, von wo Sie sie geholt haben.«

Er trat zur Seite. Lincoln befolgte Fleetwoods Aufforderung.

Der sommersprossige Captain ging an ihm vorbei, legte die Pistole

in die Schublade zurück, wo er sie abends nach seiner Ankunft aus dem Office zu deponieren pflegte.

Lincolns Blick war starr. Er stand, ganz unter dem Einfluß seines Besuchers.

Fleetwood klappte das große, in braunem Leder eingebundene Buch zu.

»Für Sie hab' ich eine Überraschung, Captain. Gehen Sie zum Fenster!«

Lincoln gehorchte.

Kühle Luft wehte ihm ins Gesicht.

Der Balkon vor Harold Lincoln hatte eine hohe, eiserne Brüstung.

»Ich bedauere, daß es kein Hochhaus ist. Das wäre sicherer. Aber vier Stockwerke reichen auch, Captain. Sie werden sich das Genick brechen. Niemand hat Hand an Sie gelegt, niemand hat Sie ermordet. Sie haben Selbstmord begangen. Steigen Sie auf das eiserne Gitter, Captain. Und dann springen Sie.«

Lincoln bewegte sich wie ein Automat auf die Brüstung zu, kletterte darauf.

Die Seitenstraße war nicht belebt, einige Passanten, einige Autos. Straßengeräusche wehten vom Times Square herüber. Lichter blinkten. Neonreklamen leuchteten in allen Farben. Eine Lichtglocke lag über der Riesenstadt. In zahllosen Fenstern brannte Licht.

»Springen Sie!« sagte die Stimme Fleetwoods hinter ihm.

Und Lincoln sprang.

Genau in dem Augenblick rollte das Taxi in die Straße, steuerte genau auf das alte Mietshaus zu.

Der Mann im Fond des Wagens blickte die Hausfassade empor.

Es war Rani Mahay. Er sah den Körper in die Tiefe stürzen.

*

Björn Hellmark blieb länger, als er hatte bleiben wollen.

Die Begegnung mit Markoff schien ihn dafür zu entschädigen, daß der erste Vorstoß im Haus Fleetwoods nichts erbracht hatte.

Jetzt faszinierte ihn die Niederschrift, die Markoff ihm vorlegte, und die ihm soviel Sorgen bereitet hatte. Es war ein Manuskript, das von der ersten bis zur letzten Seite handgeschrieben war. Mit einer feinen, fast femininen Handschrift.

Es war nicht das vollständige Manuskript. Es fing bei Seite 36 an, wie Hellmark feststellte. Hier wurde beschrieben, wie die Abtrünnigen, die Renegaten und Mitwisser, die das Geheimnis ausplauderten, von dem sie wußten, bestraft wurden.

Ein Landschaftsbild der Hölle.

»Diese Zeilen hat eine Frau geschrieben«, sagte Hellmark sofort, als

er den ersten Blick darauf warf. Markoff nickte, während er einen süffigen Wein kredenzte.

»Richtig, Mister Hellmark. Ich habe das Manuskript von ihr bekommen. Sie hat einem Kreis von Teufelsanbetern angehört, sie spielte mir das Manuskript zu. Was aus ihr geworden ist, kann man nur vermuten. Sie wird wahrscheinlich ihre letzte Ruhestätte auf dem Totenacker der Dämonen gefunden haben.« Er zuckte die Achseln und hob das Glas mit der funkelnden Flüssigkeit und prostete Hellmark zu. Der Deutsche nahm, wie Markoff, einen kleinen Schluck. In Markoffs Augen blitzte es. »Vielleicht wird es auch mir so ergehen. Der Unfall war ein Warnsignal.«

»Sie haben etwas von einer Namensliste gesagt. Kann ich sie sehen?« fragte Hellmark, während er das las, was die unglückliche Cindy Parker niedergeschrieben hatte und was ihr zum Schicksal geworden war.

Er nahm einen zweiten Schluck. »Der Wein ist gut«, lobte er.

»Ja, ich weiß«, entgegnete Markoff. In seinen Augen leuchtete der Triumph.

Hellmark saß in der Falle.

Boris Markoff war ein Schwarzer Priester, der die Entstehung der Teufels- und Hexenkulte im Herzer dieser Stadt maßgeblich beeinflußt und gefördert hatte.

Jetzt, als Hellmark den zweiten Schluck unten hatte, ließ er die Katze aus dem Sack.

»Ich habe Ihnen viel zu verdanken, Mister Hellmark.« Mit diesen Worten griff er nach dem Manuskript, das auf dem Tisch lag. »Es ist mir eine Ehre, Sie hier zu haben. Sie wollten Fleetwood kennenlernen? Warum so bescheiden? Er ist nur eine ganz kleine Nummer. Er leitet eine Gruppe. Eine von zwei. Der Kopf aber – der bin ich.«

Hellmark reagierte schon nach den ersten Worten. Seine Muskeln und Sehnen spannten sich. Er wollte aufspringen.

Aber er kam nur zur Hälfte in die Höhe. Es war, als ob sein Körper von einer Lähmung befangen sei.

Er preßte die Augen zusammen. Auch die Lichtverhältnisse stimmten nicht mehr. Warum war es mit einem Mal so dunkel um ihn herum?

Dämpfte jemand das Licht? Ließ sein Augenlicht nach?

Er fühlte Übelkeit in sich aufsteigen, die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, ließ nach.

Der Wein! hämmerte es in seinem Hirn. Markoff hatte etwas in seinen Wein geschüttet. Aber der andere hatte selbst davon getrunken! Es war immun gegen das Mittel, das ihm, Hellmark, nun zusetzte.

Vor den Augen des Hintergangenen begann alles zu verschwimmen.

Er stieß das Glas um, ohne es zu bemerken. Die Flüssigkeit floß über die Tischplatte, tropfte auf die Erde.

»Sie sind immer auf der Suche nach uns«, hörte er die Stimme seines Feindes wie durch eine dicke Wattewand. »Nun haben Sie uns gefunden. Wir sind Ihnen sogar entgegengekommen.«

Die Stimme triefte vor Hohn.

Björn schalt sich einen Narren. Wie hatte das passieren können? Er kam nicht darauf, sein Hirn arbeitet zu langsam.

Einmal hatte es so weit kommen müssen. Sie arbeiteten mit allen Tricks, und man erkannte sie nicht. Die Geister aus einer anderen Welt mischten sich unter die Menschen. Sie nahmen deren Gestalt an.

»Aber das wird kein Glück für Sie sein. Sie werden diese Welt verlassen, sie werden einkehren in den Hades, der den Menschen zugedacht ist. Wir leben von ihren Seelen, die ausfahren, die sie uns versprochen haben. Das Leben, das sie aushauchen, gehört uns. Für alle Ewigkeiten.«

Tod und doch ewiges Leiden? Ein scheinbarer Widerspruch. Und doch war es keiner. Es gab Dinge, die schlimmer waren als der Tod: wenn ein Leben zum Spielball der Dämonen wurde.

»Wir sind am Ziel, Björn Hellmark. Es gibt kein Entrinnen mehr. Auch für Carminia Brado nicht.«

Glühende Nadeln durchführen sein Hirn, als er diesen Namen hörte.

Carminia? Was war mit ihr?

Er atmete stoßweise. Das Atmen wurde zur Qual. Langsam drückte er sich am Tisch hoch. Er schaffte es, auf die Beine zu kommen. Unter ihm schienen heiße Wellen durch den Boden zu laufen.

»Carminia?« wisperte er. Sein Blick hob sich. Aber er sah nicht mehr das Gesicht von Boris Markoff, wie es ihm zuerst begegnet war.

Ein riesiger, blutiger Mond schwamm vor ihm in der pulsierenden Dunkelheit, und dahinter gähnte der Eingang in ein stockfinsteres Zimmer.

Das Antlitz, das den Raum erfüllte, war dreimal so groß wie ein normaler menschlicher Kopf. Es war blutigrot, der Mund war leicht geöffnet und zerfasert, eingekerbte Lippen, die von einer furchtbaren Kralle aufgerissen worden zu sein schienen, zuckten leicht. Große dunkle Brillengläser verdeckten die Augen.

Ein langgezogener, schrecklicher Klagelaut kam aus der gähnenden Mundöffnung, und übler Atem streifte Hellmarks Gesicht.

Der Mann, der sich Boris Markoff nannte und nicht Boris Markoff war, zeigte nun sein wahres Gesicht.

*

Hellmark konnte sich kaum aufrecht halten. Das Präparat, das in seinem Körper wirksam wurde, raubte ihm alle Kraft.

Doch der Gedanke an Carminia trieb ihn Schritt für Schritt, den er mühselig machte, auf das große, das ganze Zimmer ausfüllende Gesicht zu.

»Carminia… hier?« stammelte er. »Was habt – Ihr mit ihr gemacht…?«

Das hatte er nicht gewollt. Carminia sollte nicht in die Dinge mit einbezogen werden. Aber darauf nahmen die Gegner keine Rücksicht. Ihnen war jedes Mittel recht.

»Hier?« echote die Stimme. »Nein. Dort. Sie befindet sich in meinem Reich.«

Das große blutige Gesicht mit den undurchsichtigen Brillengläsern wich weiter zurück, verkleinerte sich, verschwand in der zunehmenden Dunkelheit.

Hellmark taumelte nach vorn. Zwei, drei Schritte. Er rannte gegen einen Sessel, hielt sich an der Rückenlehne fest, torkelte wie ein Betrunkener, ein Sterbender, der seine letzte Kraft sammelte und sich noch einmal aufrichtete.

War Carminia in dem anderen Zimmer? Hielt man sie dort gefangen? Tot oder lebendig?

Er fühlte seinen schwachen Herzschlag bis zum Hals, sein Körper zitterte. Man hatte ein Wrack aus ihm gemacht.

Er konnte nichts mehr für sich tun. Aber vielleicht noch für Carminia. Wenn sie hier war.

Er warf sich nach vorn, griff nach dem Türpfosten und krallte sich in das lackierte Holz.

Ein Schritt vorwärts.

»Carminia?«

Er lauschte. Das Blut rauschte in seinen Ohren. Er hatte das Gefühl, als senke sich ein riesiger Stein auf seine Brust herab. Seine Lungen pfiffen. Er sah nicht mehr die Hand vor Augen.

Da merkte er, daß er gar nicht mehr an der Stelle stand, wo er sich noch eben festgehalten hatte.

Er hatte losgelassen, einen weiteren Schritt in die Dunkelheit getan wie in Trance.

Ein Sog erfaßte ihn.

Er wurde in die Tiefe gezogen wie in einen Schlund, in einen endlosen Schacht, der sich in seinem Mittelpunkt rasend schnell zu drehen schien.

Kaskaden von Farben, Geräuschen, ein Rauschen wie von einem heftigen Sturm.

Dann Stille. Der Fall war zu Ende.

Das Dunkel lichtete sich.

Der große blutigrote Kopf mit der schwarzen Brille schwebte über ihm. Der schreckliche Mund des Dämons öffnete sich.

»Willkommen in meinem Reich, Hellmark! Sieh dich um! Ein Platz ist reserviert. Es ist nicht jeder dazu auserwählt, dabeizusein, wenn ein guter Freund oder naher Verwandter hier beigesetzt wird.«

Hohn, Spott, Zynismus.

Jedes Wort traf Björn wie ein Peitschenschlag.

Er begriff, daß er abermals die Grenze der realen Welt überschritten hatte, daß er in ein jenseitiges Reich Eingang gefunden hatte.

Eine triste, öde Landschaft schälte sich aus der Dämmerung.

Ein bleierner Himmel, keine Sonne. Kalt war der Wind, der sein Gesicht traf, der aber seine Lebensgeister weckte und ihn fühlen ließ, daß mit der Ankunft jenseits der Welt die Wirkung des lähmenden Mittels immer mehr nachließ.

Die Luft war grau. Alles rundum farblos und traurig.

Schwarze knorrige Bäume, an denen niemals Blätter zu wachsen schienen, streckten ihre verkrüppelten Äste und Zweige in den kahlen, unfreundlichen Himmel.

Viele Bäume. Darauf einzelne geierartige Vögel, die mit krummen Rücken auf knorrigen Ästen hockten. Sie bewegten sich kaum, als wären sie Teil der Bäume.

So weit das Auge reichte – flache, ungepflegte Grabhügel, darauf verdorrtes, farbloses Gras.

Die Gräber schmückte kein Stein, keine Inschrift.

Ein riesiges Feld von flachen, zusammengefallenen Hügeln, die auf unheimliche Weise noch besonders die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Aus dem Boden ragten Paare von Frauenbeinen.

Schlanke wohlgeformte Beine, gestreckt, angewinkelt, gekreuzt. Die Unglücklichen, die hier zu ewigem Leid verdammt waren, hatte man mit dem Oberkörper in die dämonengeweihte Erde eingegraben.

Ein Feld mit flachen Hügeln, knorrigen, schwarzen Bäumen, unheimlichen reglosen Vögeln und zu Stein gewordenen Beinen.

Der Totenacker der Dämonen umgab ihn.

*

Das Taxi stand noch nicht richtig, als Rani Mahay schon handelte.

Er sprang aus dem noch rollenden Wagen.

Fünf Schritte trennten ihn von dem Haus, aus dessen viertem Stockwerk ein Menschenleib fiel.

Es handelte sich um einen Mann, und er fuchtelte mit Armen und Beinen in der Luft herum.

Mit Riesenschritten überwand der riesige Inder den Weg zwischen dem Taxi und dem Haus.

Er kam keine Sekunde zu früh.

Er streckte die Arme aus. Was er tat war ein Versuch, nicht mehr. Während andere Passanten erstarrt stehenblieben, Erschrocken und auch sensationslüstern auf den in die Tiefe stürzenden Körper blickten, tat Mahay, was in seiner Macht stand, um das Schicksal vielleicht doch noch zu ändern.

Ein ungeheurer Ruck ging durch seinen Körper. Der in die Tiefe Stürzende krachte mit voller Wucht auf Mahays Unterarme.

Der Mann aus Bhutan flog nach hinten. Er lockerte die Anspannung, krümmte den Rücken, kippte um. Über ihn rollte Lincoln auf das harte Pflaster.

Doch die Wucht des Aufpralls, der den Körper zerschmettert hätte wie den einer Porzellanpuppe, war gemildert.

Lincoln lag flach auf dem Boden.

Die Stirn mit perlendem Schweiß bedeckt, richtete Mahay sich neben dem Captain der Mordkommission auf.

»Sie haben eine merkwürdige Art, Ihre Wohnung zu verlassen, Captain«, meinte der Mann aus Bhutan. »Es ist anstrengend, Sie zu besuchen. Jeden Tag könnte ich das nicht mitmachen.«

*

»Mister Mahay?« fragte Lincoln verstört mit totenblassem Gesicht. Er starrte nach oben zu der hinter der Balkonbrüstung offenstehenden Tür. »Wenn Sie nicht gewesen wären«, murmelte er benommen und wischte sich mit einer fahrigen Geste über die Stirn, »dann könnte man mich jetzt vom Straßenpflaster abkratzen.«

»Werden Sie nicht so ausführlich, Captain. Ich darf mir solche Dinge nicht illustriert vorstellen, sonst falle ich um.« Mahay erhob sich. Er war Lincoln behilflich auf die Beine zu kommen.

Auf der Straße, wo die Menschen Zeuge des Vorgangs geworden waren, herrschte allgemeine Aufregung. Vereinzelte Leute klatschten in die Hände. Sie sahen in Mahay einen Helden. Auch der Taxifahrer, der den braunhäutigen Mann hierhergebracht hatte, bewunderte die Kraft, die Geschicklichkeit und vor allen Dingen das schnelle Reaktionsvermögen des Inders.

Der Captain faßte sich an die Stirn und schüttelte sich. »Wie ist das passiert?« murmelte er. »Ich weiß es nicht. Da ist ein Mann gekommen – und dann bin ich zum Fenster gegangen.«

»Wer war der Mann?«

»Barker nannte er sich und…«

Er dachte nach. Die Haustür, nur eine Steinwurfweite entfernt,

öffnete sich.

»Aber da ist er ja!« entfuhr es Lincoln, der langsam seinen Schrecken wieder unter Kontrolle bekam.

Mahays Kopf flog herum. »Barker? Dann muß der Herr sich einen neuen Namen zugelegt haben, Captain. Dieser Mann ist Frank Fleetwood.«

Der Inder erkannte das Gesicht des Mannes wieder, dem Macabros im Tempel der Teufelsanbeter die Maske vom Gesicht gerissen hatte.

*

Fleetwood erschrak.

Drei Sekunden lang stand er da, unfähig sich zu rühren.

Das gab es nicht!

Er sah Lincoln. In Lebensgröße. Neben ihm der Inder.

Siedendheiß durchfuhr es Fleetwood, sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze.

Die Mächte, denen er gedient, hatten ihn verlassen. Nichts mehr gelang, alles ging schief.

Da spurtete Mahay los.

Wie ein Schatten sah Fleetwood den Mann aus Bhutan auf sich zukommen.

Fleetwood ergriff die Flucht.

Das Buch unter den Arm geklemmt, rannte er davon.

Der Taxifahrer, inzwischen bis auf einen Schritt an die Stelle herangekommen, wo Mahay noch eben mit Lincoln gesprochen hatte, hob schon die Hand, wollte dem Davonlaufenden etwas nachrufen.

Schließlich ging es um sein Geld.

Aber dann winkte er ab. »Ach was«, sagte er. »Was soll’s. Ich schenke ihm die Fahrt. Ist ja ein Teufelskerl. Ich hab’ so etwas noch nie gesehen. Wenn ich das meinen Kollegen erzähle, wird mir kein Mensch glauben.«

»Sie brauchen keine Angst um Ihr Geld zu haben, Mister«, sagte Lincoln leise. Mit seiner rechten Hand massierte er sein linkes Schultergelenk. Durch den Aufprall hatte er sich den Arm ausgerenkt. Aber wie geringfügig war dies im Verhältnis zu dem, was hätte passieren können. »Er kommt gleich wieder.« Der Captain tastete seine Hosentasche ab auf der Suche nach ein paar Münzen. Aber er hatte nichts dabei. Seine Geldbörse steckte im Jackett. Und das hing oben in der Garderobe.

Aber dem Taxifahrer schien es ernst zu sein mit seinem Angebot. Er redete kein Wort mehr vom Geld.

Er blickte dem Inder nach, dessen breitschultriger, muskulöser Körper eben um die Straßenecke verschwand und damit aus seinem

Blickfeld geriet.

Menschen kamen über die Straße, umringten den Captain, der mechanisch anfing, sich den Staub von den Hosenbeinen und den Ärmeln zu klopfen.

*

Fleetwood rannte, so schnell er konnte.

Der Inder war schneller. Geschmeidig wie eine Raubkatze. Er holte auf. Unwahrscheinlich schnell.

Hier auf gerader Strecke würde es keine halbe Minute mehr dauern, und Mahay war so nahe heran, daß er sich den Fliehenden greifen konnte.

Fleetwood war alles andere als ein Läufer.

Sein Atem pfiff, sein Herz schlug, als wolle es seine Brust zerreißen.

Er schlug einen Haken.

Die dunkle Toreinfahrt zu seiner Rechten erschien ihm wie eine Offenbarung.

Er jagte darauf zu.

In den düsteren Hinterhof.

Ein Fahrradschuppen, Mülltonnen, die nicht alle verschlossen waren, aus deren geöffneten Deckeln der Unrat quoll.

Fleetwood rannte auf die äußerste dunkle Ecke zu.

Drüben war eine Mauer, nicht sehr hoch. Mit etwas Geschick konnte man sie überklettern. Aber dazu brachte er die Kraft nicht mehr auf.

Links lagen zwei Kellereingänge. Aufgebockt halblinks ein Lastwagen ohne Räder und mit abmontiertem Verdeck. Aufgeschichtete Ziegelsteine.

Ein richtiger lichtloser Hinterhof.

Der große Schuppen zog ihn an. Er wollte versuchen, in der schwarzen spitzen Ecke, wo Schuppen und Begrenzungsmauer zum nächsten Grundstück zusammenkamen, ein Versteck zu finden, dort zu verschnaufen.

Fleetwood spurtete los. Ungesehen erreichte er die dunkle Ecke.

Er war außer Sichtweite, konnte von dieser Stelle auch nicht mehr erkennen, wie Rani Mahay die Toreinfahrt passierte.

Fleetwood zwängte sich hinter eine alte, verrostete Mülltonne, die Kinder offensichtlich hierhergeschafft hatten und als Höhle benutzten. Sie war völlig ausgeräumt und mit breiten Spanplatten und Plastikflächen verkleidet.

Beim Hineinzwängen in die Ecke entdeckte er noch etwas.

Das Brett an der Seite war lose.

Es verdeckte einen schmalen Zwischenraum, den es zwischen Mauerwerk und Schuppenwand gab.

Fleetwood fühlte neue Hoffnung in sich aufsteigen.

Das Buch mit den Teufelstexten und Blutunterschriften legte er vorsichtig auf die Mauer und machte sich daran, das hohe, schwere Brett einfach zur Seite zu heben.

Er bemühte sich, dies so leise wie möglich zu tun.

Er hob es gegen die Mauer, drückte sich in den Spalt, ohne das Brett loszulassen. Damit wollte er den Spalt wieder verschließen.

Das Brett konnte er aber auch als Schlagwaffe benutzen.

Tauchte der Inder vor dem Spalt auf, schöpfte er Verdacht, dann brauchte Fleetwood nur fest zuzuschlagen, und er hatte sich seines Gegners entledigt.

Er schloß die Augen, sein Atem wurde ruhiger. Er lauschte.

Da zuckte er zusammen. Schritte. Ganz in der Nähe.

Mahay war auch in die dunkle Ecke gekommen. Mit sicherem Blick hatte er erkannt, daß dieses Versteck schnell und ohne großen Aufwand hatte erreicht werden können.

Fleetwood schluckte. Sein Kopf kam ruckartig in die Höhe.

Das Buch! Es lag auf der Mauer. In der Eile hatte er vergessen, danach zu greifen.

Und jetzt war es zu spät, es nachzuholen.

Mahay würde es sehen.

Zu weiteren Gedankengängen kam er nicht mehr.

Es gab einen Schlag, als wäre der Blitz unmittelbar vor ihm eingeschlagen.

Mahay durchschlug mit der Paust die gut zwei Zentimeter starke Bohle.

Die Faust traf Fleetwood noch gegen die Brust, so daß er überrascht das Brett losließ.

Es wurde zur Seite gerissen, rutschte an der rauhen, rissigen Mauer entlang und schlug auf die umgestülpte Mülltonne, so daß es durch den Hinterhof dröhnte, als würde jemand eine gigantische Trommel schlagen. Das Echo flatterte zwischen den dunklen Hauswänden wie ein verirrter Vogel, der nach einem Ausweg suchte.

Mahay stand in seiner ganzen Lebensgröße vor dem Spalt.

Fleetwood starrte ihn an.

War dies Mahay, der Inder, sein Verfolger?

Der Anwalt schrie, und er übertönte damit den Trommelschlag der Bohle auf die Mülltonne.

Was er sah, ließ ihm die Haare zu Berg stehen, und dann geschah etwas Unheimliches.

*

Die eisige Luft ließ ihn frösteln.

Er war allein und spürte die Einsamkeit und Verlassenheit in dieser berückenden und beklemmenden Landschaft stärker als je zuvor bei seinen anderen Erlebnissen, die ihn ins Reich der Dämonen geführt hatten. Diese Welt war vielseitig wie ein grausames Kaleidoskop, zeigte sich in immer neuen Formen und Variationen.

Das rote Gesicht von Boris Markoff, von dem er nicht wußte, ob es sich bei ihm um einen leibhaftigen Dämon oder um einen Schwarzen Priester handelte, war verschwunden.

Björn merkte sich die Stelle genau, an der er dieses jenseitige Reich betreten hatte. Der Boden war hart, wie gefroren, aber er konnte mit einem Ast, den er aufhob, ein großes Kreuz auf die Erde machen.

Es befand sich mitten auf dem Weg, zwischen den gräßlichen Grabreihen. Links und rechts standen je ein knorriger Baum, und die dunkelglühenden Augen der schwarzen Vögel beobachteten ihn.

Er ging zwischen den Reihen entlang, blieb vor zwei lang ausgestreckten Beinen stehen. Er streckte die Hand aus, um festzustellen, ob diese Beine aus Fleisch und Blut waren oder aus Stein.

Sie waren weißgrau, fühlten sich kalt an und waren hart wie Stein.

Aber sie waren glatt und feinporig wie die Haut junger Mädchen.

All das, was er über diesen schrecklichen Totenacker wußte, war auch nicht dazu angetan, länger zu zweifeln.

Dieser Friedhof war ein Teil der Hölle. Eine Hölle, welche sich die zahllosen Opfer selbst gewählt hatten.

Einige waren hier, weil sie Verrat begangen hatten, weil sie sich wieder hatten lösen wollen. Aber das ging nicht.

Ein Leben voller materieller Glückseligkeit war dem vorausgegangen. Macht, Einfluß und Geld auf eine Weise erworben, die nichts mit Fleiß und Arbeit zu tun gehabt hatte.

Satan war großzügig. Er gab das Verlangte – aber er forderte auch seinen Preis.

Die Landschaft, die Hellmark langsam Schritt für Schritt durchmaß, war der beste Beweis dafür.

Schuldige und Unschuldige ruhten hier?

Ruhten?

Nein, dies war der falsche Ausdruck. Sie litten hier Qualen. Aber er, als Außenstehender merkte und sah nichts davon.

Lebten die Eingegrabenen noch?

Waren sie lebendig begraben, wie man es sich von der Hölle erzählte?

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los.

Er fing an, unmittelbar neben einem Paar erstarrter Schenkel in der

Erde zu scharren und zu kratzen. Mit seinem Stock, mit seinen Fingernägeln. Aber er kam keinen Zentimeter in die Tiefe. Hart wie Granit erwies sich der Boden.

Hellmark blickte sich um.

»Carminia«, murmelte er. Markoff wußte von ihr. Er hatte behauptet, daß sie für diesen Friedhof vorgesehen war. Als Opfer. War sie eingetroffen, hatte sie ihren endgültigen Platz schon gefunden? Hier unter all den Tausenden und aber Tausenden, die aus der ganzen Welt hierhergekommen waren, um für alle Ewigkeiten hierzubleiben?

Er ging in die Seitenwege. Hier fand er Löcher neben aufgeworfenen Hügeln. Der Boden war weich, und die Löcher waren gerade so tief, daß ein Oberkörper hineinpaßte.

Er ging in die Hocke.

Carminia! Wo war Carminia?

Er blickte in die Ferne. Ein Grabhügel neben dem anderen, ein Beinpaar neben dem anderen, schwarze Bäume, schweigende, stillsitzende Vögel, die nur hin und wieder den Kopf drehten.

Aber da war doch eine Bewegung.

Aus den Augenwinkeln heraus erkannte er sie.

Björn blickte in die Richtung.

Gleich schräg hinter ihm war ein Beinpaar. Es bewegte sich, der Fuß streckte sich. Die Haut war noch nicht ganz so weiß wie die der anderen Beinpaare.

Hellmark lief quer über die ungepflegten Grabhügel.

»Carminia?«

Schlanke, wohlgeformte Beine. Sie konnten zu ihrer Statur passen.

Dem Grab gegenüber stand einer der knorrigen, schwarzen und blattlosen Bäume.

Auf einem dicken Ast – genau neben einer sich abzweigenden Gabel – zeigte sich ein runder Auswuchs. Auch hier Bewegung.

Etwas wuchs aus seinem schwarzen, rissigen Stamm. Wie eine dicke schwarze Blase, die aus morastigem Boden emporstieg, so hob sie sich aus dem Stamm.

Es war länglich, gestreckt. Ein Körper. Darunter erschienen dünne, schuppige schwarze Beine mit Krallen, die sich fest in das Holz bohrten.

Einer der geierartigen Vögel, wie sie überall hier zu sehen waren, entstand.

*

Ein furchtbarer Verdacht erfüllte ihn.

Sein Blick irrte von dem entstehenden schwarzen Vogel zu den verblassenden Beinen, deren Bewegungen schwächer wurden.

Hing das eine mit dem anderen zusammen?

Hatte Boris Markoff den richtigen Augenblick abgewartet, um ihn daran noch teilhaben zu lassen?

»Nicht jedermann ist dazu auserwählt, einer Bestattung beizuwohnen!« Die Worte Markoffs kamen ihm wieder in den Sinn.

Er kniete nieder. Vielleicht konnte er verhindern, was sich hier entwickelte.

Ihm wurde klar, was es bedeutete, zu etwas Schlimmerem als dem Tod verurteilt zu sein.

*

Fleetwoods gellender Schrei hallte durch den Hof.

Der Körper des Anwalts wand sich in Zuckungen wie eine Schlange.

Sein Schrei wurde zu einem dumpfen Gurgeln.

Fleetwood starrte wie hypnotisiert auf die Schreckensgestalt, die vor ihm stand.

Sie trug einen so abscheulichen Totenschädel auf den Schultern, daß er glaubte, vor Schreck zu Stein erstarren zu müssen.

Der Schädel war keine Maske.

Die Lippen bewegten sich, in den Augen glühte ein unheimliches Licht, das bis in die tiefste Tiefe seiner Seele eindrang.

Der Schädel lebte.

Fleetwood fand keine Erklärung dafür.

Rani Mahay, der Mann aus Bhutan, trug die Dämonenmaske, die Björn Hellmark in seinen Besitz hatte bringen können.

Über diese Maske, die auf dem Kopf des Trägers erst ihr wahres Aussehen annahm, sah normalerweise wie einfaches Sackleinen aus.

Hellmark wußte wunderliche Dinge über diese Maske zu erzählen.

Sie bestand aus Dämonenhaut. Ein menschenscheuer Sonderling hatte die einmalige Leistung vollbracht, sich einen Dämonen Untertan zu machen, der schließlich geopfert hatte.

Wer die Maske aufsetzte, erschien einem Menschen gegenüber in der Gestalt des Todes. Die Dämonen aber wurden vernichtet. Niemand wußte zu sagen, was sie darin erblickten, die nicht mit den Augen der Menschen sahen.

Aber es mußte gräßlich sein.

Hellmark hatte gesagt, daß ein Mensch bei ihrem Anblick den Tod fände.

Fleetwood stolperte nach vorn.

Mahay, mit Totenschädel, trat zur Seite.

Der Anwalt versuchte sich dem Bann zu entwinden, der von der Dämonenmaske ausging.

Aber genau das Gegenteil trat ein.

Er wurde gezwungen, den Anblick anzunehmen, er konnte die Augen nicht abwenden.

Fleetwood war besessen. Der Dämon beherrschte ihn.

Der Anwalt preßte die Hände an den Kopf, als fürchtete er, der Schädel wolle ihm zerspringen. Er drehte sich wie wild im Kreise und wandte dabei immer wieder der Maske den Kopf zu, wodurch seltsam ruckartige Bewegungen entstanden.

Um den Körper Fleetwoods entstand ein diffuser Lichthof, der schnell größer wurde, sich nach oben hin verbreiterte und über seinem Kopf zusammenschlug.

Der diffuse Nebel nahm Gestalt an.

Ein phosphoreszierendes Leuchten hüllte diesen gespenstischen Körper ein, der aus dem Leib Fleetwoods wie ein Geist aus der Flasche stieg.

Es war nicht mehr der Anwalt, der schrie, sondern der Dämon, der den Anblick der Maske nicht ertragen konnte. Er wand sich in entsetzlichen Qualen. Sein breites, an einen urweltlichen Drachen erinnerndes Gesicht ruckte hin und her.

Rani Mahay, der glaubte, starke Nerven zu haben, merkte, was es hieß, jetzt standhaft zu sein, die Maske auf den Kopf zu behalten und dem schrecklichen Geschehen nicht zu entfliehen.

Der Dämon löste sich auf.

Dunkelgrüne Nebelwolken schwebten davon, ein penetranter Schwefelgeruch erfüllte die Luft.

Was hier geschah, blieb nicht unbemerkt. Fenster wurden aufgerissen. Die markerschütternden Schreie des sterbenden Dämons alarmierten die Anwohner.

Sie riefen die Polizei an.

Fleetwood brach schweißüberströmt zusammen. Da riß Mahay die Maske vom Köpf. Er hielt ein graubraunes Etwas in der Hand. Es war weich wie ein Damenstrumpf, und es knisterte wie Pergament. Mahay ließ die Maske in seiner Hosentasche verschwinden.

Er kümmerte sich um Fleetwood. Der war nicht tot, aber erschöpft bis zur Grenze seiner Kraft.

»So kann es passieren, wenn man sich Mächten verschreibt, die nicht von dieser Welt sind«, murmelte Mahay heiser. Er stand auch ganz unter dem Eindruck des Geschehens.

Der Anwalt kam mit Mahays Hilfe wieder auf die Beine. »Das Ganze war nicht für Sie inszeniert. Aber ich glaube, es war ganz gut, daß es so gekommen ist«, fuhr Rani fort. »Es hätte sein können, daß auch Sie nicht der sind, für den Sie sich ausgeben.«

»Wie meinen Sie das?« Fleetwoods Stimme hatte kaum Kraft. Er dachte nicht mehr an Flucht, nicht mehr an Kampf. Wie von Sinnen

starrte er auf den Inder.

»Ich war der Meinung, daß Sie noch mehr Talente in sich verbergen, daß Sie Ihre Gestalt verändern können. Menschen, die ihre Seele dem Teufel verkauft haben, können das. Waren Sie heute abend am Ambassador?«

»Ambassador?« echote Fleetwood, als hätte er diesen Namen nie gehört.

»Ja, im Hotel Ambassador.«

»Nein.«

»Carminia Brado wurde entführt. In ihrer Begleitung befanden sich zwei oder drei Personen. Der stellvertretende Geschäftsführer Mister Sherman und ein Zimmermädchen. Es steht fest, daß diese Herrschaften nicht die gewesen sind, für die sie sich ausgegeben haben. Wie es mit dem dritten aussieht, kann ich nicht sagen. Was wissen Sie darüber? Überlegen Sie nicht lange, Fleetwood. Ich hab' noch mehr Tricks auf Lager, wenn es darauf ankommt, und dann dürften Sie nicht mehr ungeschoren davonkommen. Ihre Freunde aus der Hölle sind im Moment nicht mehr gut auf Sie zu sprechen. Also, was ist mit Carminia Brado?«

»Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht.«

In der Ferne hörte man das Sirenengeheul der Polizeiwagen, die von Anwohnern benachrichtigt worden waren.

Fleetwood schien wirklich nichts zu wissen.

»Ich will Miss Brado das Schicksal von Sally Swanson ersparen«, kam es rauh über Mahays Lippen. »Gibt es noch eine andere Gruppe?«

»Ja. Noch eine.«

»Wo?«

»Nicht weit von hier.« Fleetwood befand sich nach dem Schreck, der ihm noch in allen Gliedern saß, in der richtigen Stimmung, alles zu sagen, was man ihn fragte. »Sisley, Doktor Sisley.«

Mahay wurde unterbrochen. Die Polizei kam. Sie wollte wissen, was hier passiert war. Captain Lincoln, durch Sirenengeheul und Blaulicht an den Ort des Geschehens gelockt, übernahm die Angelegenheit und ersparte dem Inder peinliche Fragen, die er doch ausweichend hätte beantworten müssen.

Die Beamten zogen schließlich ab. Mahay, Fleetwood und Lincoln verließen den Hinterhof. Die Sache hier würde kein Nachspiel und auch keine Nachprüfung zur Folge haben. Man konnte das Ganze als eine Krakeelerei zwischen Betrunkenen hinstellen. So erschien es auch im Polizeibericht.

Lincoln hatte das Buch mit dem vielversprechenden Inhalt an sich genommen. Er hatte davon abgesehen, Fleetwood sogleich in Polizeigewahrsam zu nehmen. Mahay hatte versprochen, ein wachsames Auge auf den Anwalt zu haben.

Mahay wollte so schnell wie möglich zu diesem Dr. Sisley, von dem Fleetwood gesprochen hatte.

Lincoln übertrat seine Kompetenzen in der Erwartung, daß er das einzig Richtige tat. Er lud Mahay und Fleetwood in seinen Wagen ein und startete.

Der Anwalt kauerte zusammengesunken neben dem Koloß aus Bhutan. Mahay ließ seinen Schützling nicht aus den Augen.

Fleetwood machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Er war ein geschlagener Mann. Zwar war er von dem Dämon befreit, der ihn besessen hatte, doch die Tatsache, daß ein böser Geist lange Zeit sein Denken und Fühlen bestimmte, hatte seinen Verstand verstört. Fleetwood blickte mit leeren Augen in die Welt, und manchmal hatte Mahay das Gefühl, als wisse er gar nicht, was eigentlich alles hinter ihm lag. Lincoln mußte nicht lange fahren. Dr. Sisley hatte seine Praxis in Manhattan. Im gleichen Haus wohnte er auch.

Während der Fahrt sprachen sie kaum miteinander.

Harold Lincoln stellte den Wagen direkt vor dem Haus ab.

Von Fleetwood wußten sie, daß in der großen Wohnung des prominenten New Yorker Nervenarztes ein Zimmer als Tempel für den okkulten Kreis eingerichtet war.

Sisley war der Führer der zweiten Loge, die daran arbeitete, die Macht des Bösen zu erweitern, um selbst in den Besitz übernatürlicher Kräfte zu gelangen und andere Menschen Leid zuzufügen.

Lincoln ging ganz offiziell vor. Gemeinsam betraten sie den Hausflur des großen Hauses und fuhren mit dem Lift in die dritte Etage. An der Wohnungstür stand ein großes Messingschild. Darauf der Name:

Dr. Abraham Sisley. Facharzt für Nervenleiden.

Lincoln klingelte. Aber die Glocke im Innern der Wohnung schlug nicht an.

»Sie ist abgestellt. Sie ist immer abgestellt, wenn sie da sind«, erklärte Fleetwood, und er blickte sich in der Gegend um. Er wußte Bescheid.

»Wenn wer da ist?« fragte Lincoln.

»Die Mitglieder des Kreises. Oder die Dämonen.«

Mahay warf Lincoln einen schnellen Blick zu. Die Szene im Tempel, in dem Fleetwood die führende Rolle spielte stand wieder vor seinem inneren Auge.

Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut.

»Ich habe keinen Haussuchungsbefehl«, knurrte Lincoln. »Es öffnet niemand.«

»Könnten Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten, wenn Sie wüßten, daß vielleicht in diesen Minuten ein Mensch von Irrsinnigen hingemordet wird?«

Lincoln trommelte und schlug gegen die Tür. »Aufmachen! Polizei!«

Mahay handelte. Er warf sich mit seinem Körpergewicht gegen die Tür. Beim zweiten Ansturm flog sie aus den Angeln.

Ein großer Korridor, fast ein Saal. In ihm mündeten mehrere Türen.

Zwei, drei vermummte Gestalten huschten davon, versuchten zu fliehen.

»Polizei!«

Mahay glaubte, diesen Ruf schon einmal vernommen zu haben. Vor knapp zwei Stunden im Tempel der Teufelsanbeter in Greenwich Village.

Allgemeines Durcheinander. In der dunklen Wohnung, in der sich kein Licht anschalten ließ, stürzten mehrere Personen davon. Türen wurden aufgerissen, klappten wieder zu. Schlüssel drehten sich im Schloß.

Mahays Taschenlampe flammte auf. Er rannte auf die Tür zu, aus der er die ersten Vermummten mit schwarzen Gewändern und Teufelsmasken hatte kommen sehen.

Er riß sie auf.

Das Innere eines Tempels. Kahle Wände, ein Podest, zu dem mehrere Stufen hochführten. Ganz oben ein steinerner Sitz. Links, drei Stufen tiefer, der primitive Altar.

Dieser Tempel war ein Spiegelbild des Tempels, den Frank Fleetwood in seinem alten Haus in Greenwich Village eingerichtet hatte.

Nur führte hier, aus dieser in der dritten Etage liegenden Wohnung kein Geheimgang ins Freie.

Der Tempel hatte sich noch nicht geleert.

Lincoln hatte durch sein Klopfen und Trommeln gegen die Tür die kleine Gemeinschaft, die hier zusammengekommen war, gestört.

Vier befanden sich noch im Tempel.

Sie umstanden den Altar. In den unheiligen Schalen brannte das kalte Feuer.

Es waren Dämonen, schrecklich anzusehende Gestalten, die auf den von Nebeln und Rauch umwogten Altar stiegen – auf dem reglos Carminia Brado lag.

Der Mann aus Bhutan eilte durch den Mittelgang.

Er mußte die Brasilianerin aus den Händen der Unheimlichen befreien, ehe auch sie die Grenze dieser Welt überschritt und auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Diesmal durfte nicht das passieren, was mit Sally Swanson geschehen war.

Er hatte eine Waffe. Im Laufen riß er sie aus der Hosentasche.

Die Dämonenmaske!

Aber die Dinge waren schon so weit gediehen, daß er sie nicht mehr aufhalten konnte.

Es schien, als wollte diese grausige Nacht, die ihm vorkam wie ein schrecklicher Alptraum, überhaupt nicht mehr enden.

Das Schreckenskarussell hatte angefangen sich zu drehen. Es kam nicht mehr zum Stillstand.

Die Nebel wallten, die Figuren auf dem Altar wurden seltsam durchsichtig.

Mahay stülpte die Maske über.

Aber da war es auch schon vorbei.

Die Dämonen waren weg. Und mit ihnen – Carminia Brado.

Zu spät!

Sie waren zehn Sekunden zu spät gekommen.

Mahay stand im leeren Tempel, nahm resigniert die Dämonenmaske vom Kopf und stopfte sie mechanisch in seine Hosentasche, ehe Lincoln hinter ihm auftauchte.

»Wir müssen einen Weg finden«, murmelte der Inder. »So habe ich's mir nicht vorgestellt. Rufen Sie Verstärkung, Captain! Stellen Sie diese Wohnung auf den Kopf! Scheuchen Sie die Ratten aus ihren Löchern! Ich knöpfe mir Fleetwood und vor allen Dingen Doktor Sisley vor. Hoffen wir, daß dies nicht das Ende ist.«

*

Er grub wie von Sinnen.

Während seiner Tätigkeit merkte Björn, daß der Boden unter seinen Fingern fester wurde.

»Es ist sinnlos«, sagte da die Stimme. Sie war ganz dicht neben ihm.

Hellmarks Kopf flog zur Seite.

Am frostigen Himmel dieser Höllenlandschaft stand groß und erdrückend das Gesicht des Mannes, der in der Menschenwelt, unter dem Namen Boris Markoff lebte. Ein zynisches Grinsen lag auf den zerfaserten Lippen.

»Wer einmal hier ist, ist rettungslos verloren. Ihr Geist scheidet sich vom Körper. Der Leib stirbt, aber Seele und Geist bleiben erhalten. Dies ist das Grab von Sally Swanson. Sie suchte schon lange Kontakt zu uns. Es war ihr Pech, daß der Abfall eines anderen Mitgliedes das Opfer eines Neulings forderte. Sonst hätten sich vielleicht die Wünsche erfüllt, die sie hegte. Aber im Prinzip wäre sie dann doch hier gelandet. Ob früher oder später – wo ist da der Unterschied?« Hellmark ließ sich nicht irritieren.

Er sah den geierartigen schwarzen Vogel auf dem Stamm dem Grab

gegenüber stärker werden. Er bewegte den Kopf, er spreizte die Flügel. Das alles geschah in völliger Lautlosigkeit.

Auf Hellmarks Stirn perlte der Schweiß. Der auf dem Totenacker der Dämonen Gefangene gab nicht auf.

Hier war ein Mensch lebendig begraben worden. Ein Funken Leben regte sich noch in diesem Körper.

Vielleicht…

Da lag die Brust frei, die Schultern, jetzt noch der Kopf.

Harte Arbeit. Er mußte sich weit nach unten beugen, um die letzte Erde nach oben zu schieben.

Sie war sehr hart, sehr fest.

Seine Nägel brachen ihm ab, seine Fingerkuppen bluteten.

»Es ist sinnlos!«

Die Stimme aus dem großen roten Gesicht, dessen Augen ihm durch die schwarzen Brillengläser verborgen blieben.

Der Körper lag frei.

Der Vogel drüben reckte den Hals. Das Wesen, das sich aus einem Auswuchs im schwarzen Stamm entwickelt hatte, war nun geboren. In ihm lebten Geist und Seele Sally Swansons wie in einem Gefängnis. Sie sah ihren eigenen Körper, ihr Bewußtsein war erhalten. Sie lebte – und lebte doch nicht. Und dies war schlimmer als der Tod.

Hellmarks Versuche waren vergebens.

Er konnte den Körper nicht aus dem Loch herausheben, obwohl er ihn völlig freigelegt hatte. Wie ein Pfosten saß Sally Swanson in dem dämonengeweihten Boden fest.

Hellmark hockte vor dem geöffneten Grab. Er blickte in die Ferne, sah – weit weg – einige der schwarzen Vögel müde Kreise um die knorrigen Bäume ziehen, mit lautlosen Flügelschlägen.

Sally Swanson war nicht mehr zu helfen. Ihre ewigen Qualen hatten begonnen.

Der schwarze Vogel starrte den Deutschen an.

Hellmark hob den Blick. »Wo ist Carminia Brado?« Er ließ seine Augen nicht von dem riesigen Gesicht, das wie eine unheimliche, fremdartige Mondscheibe über ihm stand.

Handeln, nicht die Hände in den Schoß legen, fieberte es in seinem Hirn. Aber was konnte er tun?

Wenn er sich selbst nicht helfen konnte, wollte er wenigstens alles tun, um seine geliebte Carminia vor diesem schrecklichen Ende zu bewahren.

»Wo ist Carminia Brado? Laßt mich sie sehen! Zeigt mir, ob es wahr ist!« Er erhob sich und blickte mit wildem Feuer in den Augen in das überdimensionale Gesicht. »Was wollt Ihr mehr? Es kam euch darauf an, mich zu vernichten. Laßt sie ungeschoren!«

Ein spöttisches Lachen. »Sie ist soeben angekommen. Ich hatte dir

versprochen, Hellmark, von Anfang an dabeizusein. Sieh zu bei ihrer Bestattung! Wir machen das sehr feierlich.«

Das leise, meckernde Lachen war unerträglich.

»Ich denke, es läßt sich vermeiden?«

Was sollte dieser Widerspruch? Wollte man seine seelische Qual damit in die Höhe treiben?

»Darüber werden wir sprechen. Später. Dreh dich um! Dort drüben ist sie.«

Björn wandte den Kopf.

Etwas hatte sich verändert.

Aus dem Nichts gekommen schien der düstere Altar, der in der Mitte eines Seitenweges stand, ganz in der Nähe eines frisch aufgeworfenen Grabes.

Fünf schrecklich anzusehende Gestalten umstanden den Altar, der von grünlichen Dämpfen umhüllt war. Obenauf lag lang ausgestreckt Carminia Brado.

Sie trug keinen Fetzen Stoff auf dem Leibe.

*

Das Ritual begann.

Aber das zu sagen, war eigentlich falsch. Genauer: das, was in der realen Welt eingeleitet worden war, wurde hier fortgesetzt und seinem Ende zugeführt.

Björn übersprang mit mächtigen Sätzen die ungepflegten Gräber, stieß sich an den ausgestreckten, angewinkelten, gekreuzten Beinen ab.

Wie eine verglühende Sonne schwebte das Gesicht des Dämons in sehr niedriger Höhe am frostig-grauen Himmel.

Er war der Herrscher über diesen Teil der Hölle, und der Mann, der sich Boris Markoff nannte, genoß seinen Triumph.

Hellmark wollte kämpfen. Carminia sollte nicht sterben.

Er kam bis zu dem offenen Grab.

Dann stockte er mitten im Lauf.

Er kam keinen Schritt weiter.

Er stand wie festgewurzelt an der Stelle, er warf sich nach vorn. Vergebens. Er kam nicht voran.

Hellmark sah die Dämonen hantieren, und schräg vor ihm tauchte Markoffs Dämonenfratze auf. Es war wie in einem Traum. Man versuchte einer Gefahr zu entkommen, man begann zu rennen, aber grausamerweise trat man auf dem Fleck.

Dies hier aber war kein Traum. Es war Wirklichkeit, die Wirklichkeit einer Welt jenseits der, in der die Menschen lebten.

Er konnte Carminia nicht helfen.

Hilflos mußte er mit ansehen, wie die schrecklichen Hände über den bloßen Körper der Brasilianerin strichen, wie Carminias Glieder sich reckten und dehnten, langsam steif wurden…

*

War es wirklich hilflos?

Er konzentrierte sich.

War er in der Lage, Macabros entstehen zu lassen, oder würde der Herrscher dieser Welt auch diesen Versuch torpedieren können?

Hellmark fühlte eine unbändige Kraft in sich, die durch seine Verzweiflung noch gesteigert wurde.

Direkt neben dem Altar formte sich ein diffuser Nebel, unabhängig von den grünlichen Wogen, das die Kultstätte einhüllte.

Ein Körper bildete sich. Es war Hellmarks Gestalt, es war Macabros.

Macabros war frei, konnte sich bewegen, konnte denken und handeln. Er setzte sich sofort in Aktion.

Macabros sprang auf den nächsten Dämon zu, packte ihn, schleuderte ihn zur Seite. Der Taumelnde fiel gegen einen der zahlreichen schwarzen Bäume, auf denen die Seelenvögel saßen.

Die geierartigen Tiere erhoben sich mit lautlosen Flügelschlägen in die eisige Luft, umkreisten die Bäume, auf denen sie hockten.

Macabros war schon dabei, den zweiten Dämon vom Altar weg zuzerren.

Carminia Brado lag da mit weitgeöffneten Augen, halbgeöffnetem Mund, als wolle sie schreien. Aber sie konnte nicht.

Sie sah das vertraute Gesicht über sich, als Macabros mit einem Satz auf den Altar sprang, nach den widerlichen Geschöpfen trat, deren Hände auf Carminias Körper lagen.

Die Tritte und Schläge schafften zwar kurzfristig Luft, aber sie verletzten die Dämonen nicht, wie Menschen durch diese Abwehrmaßnahmen betroffen worden wären.

Macabros riß die Brasilianerin hoch. Ihre Lippen hingen an seinen Augen, in denen Hoffnung flackerte.

›Björn!‹ schien sie zu sagen. Kaum merklich bewegten sich ihre Lippen.

»Es wird alles gut werden, Schoko«, flüsterte Macabros. Er hatte den Eindruck, daß sie ihn verstände.

Seine Worte erfüllten nur noch den Zweck des Tröstens.

Er sah keinen Ausweg. Jetzt nicht mehr.

Macabros warf einen Blick in die Runde.

Sie kamen wieder. Von überall her. Es wimmelte hinter dem wogenden, grünlichen Nebel, der rundum waberte.

Die Dämonen kamen. Ihr Meister rief sie. Sie kamen wie eine Armee, die sich näherschob.

Es bewegte sich hinter den schwarzen Geisterbäumen, welche die Seelenvögel gebarten. Es bewegte sich hinter den makabren Grabsteinen. Die bösartigen Bewohner dieser Welt, die auch ins Diesseits überwechseln und dort Menschengestalt annehmen konnten, kamen aus allen Richtungen.

Der Totenacker der Dämonen wurde zum Rummelplatz des Grauens.

Macabros erkannte die Ausweglosigkeit der Situation. Sein Blick fiel auf die einsame Gestalt, nur wenige Schritte von dem Dämonenaltar entfernt.

Da stand er selbst, Björn Hellmark im Kampf gegen die unsichtbare Kraft, die verhinderte, daß er auch nur einen Schritt machen konnte.

Auch er sah die Ausweglosigkeit, die Sackgasse.

Das riesige Gesicht von Markoff stand unverrückbar am tiefhängenden Himmel.

»Sinnlos«, sagte die schreckliche Stimme. »Ich habe es schon zu Anfang gesagt. Es gibt keinen Ausweg. Du wirst es diesmal nicht schaffen, Hellmark.«

Die Mauer der Dämonen rückte näher.

Carminia Brado krallte ihre klammen Finger in Macabros' Brust.

Markoff hatte vorhin eine Möglichkeit angedeutet, doch eine Veränderung herbeizuführen.

Aber er hatte nur Hoffnung geweckt.

Die zerstörte er jetzt endgültig.

»Carminia Brados Platz ist reserviert. Niemand wird verhindern, daß sie dort ankommt, wo man sie erwartet, Hellmark. Mein Triumph ist endgültig. Denn auch dein Platz ist auserwählt. Wo du jetzt stehst, wirst du für alle Zeit stehenblieben. Ein Mensch kann nicht leben, ohne zu essen und zu trinken, und wenn die Kräfte dich verlassen, wirst du zu Stein erstarren. Ein Seelenvogel wird geboren werden, der deinen unruhigen, fiebernden Geist für alle Ewigkeit gefangenhält. Du wirst sterben und doch nicht tot sein, du wirst leben und doch nicht existieren…«

*

Aber da geschah etwas Unvorhergesehenes.

Die Masse kam zum Stehen. Schlagartig. Aber nur einen Augenblick lang. Dann ereignete sich genau das Gegenteil.

Unruhe trat auf. Bewegung kam in die Armee der Dämonen.

Die Dämonen ergriffen dieFlucht. Sie rannten zwischen den schwarzen Bäumen davon, glitten zwischen den aus Frauenbeinen

bestehenden Grabsteinen hindurch. In die Seelenvögel kam Bewegung. Sie flatterten verwirrt davon, schwirrten am Himmel, ruhelos, suchend, wie von einem furchtbaren Gegner aufgestöbert, der Schlimmes mit ihnen vorhatte.

Macabros sah die Ursache dieser Unruhe.

Sie stand wie eine Statue in der Mitte des Weges, der auf den Altar zuführte.

Macabros starrte in ein furchteinflößendes Totengesicht. Aber er erschrak nicht.

Er wußte, was hier passiert war.

Rani Mahay mit der Dämonenmaske hatte den Eingang in dieses finstere Reich gefunden.

Angst und Entsetzen packte die Dämonen.

In wilder Panik stürzten sie davon. Viele aber schafften das nicht mehr.

Sie konnten den Blick nicht wenden von dem furchtbaren Bild, das sie bannte.

Ihre Körper erbebten. Giftgrüne Nebel stiegen aus ihnen empor, die Leiber lösten sich auf. Penetranter Schwefelgestank zog über das Feld des Todes.

Jammern und Klagelaute erfüllten die Luft.

Das große, rote Gesicht verzog sich vor Entsetzen. Ein wilder Aufschrei hallte über den Totenacker der Dämonen, auf dem man sonst keinen Laut gehört hatte.

Das widerlich aussehende Gesicht des herrschenden Dämons verzog sich wie im Kampf.

Tiefe Wunden gruben sich in dem überdimensionalen Kopf ein. Die schwarzen Brillengläser platzten.

Für Bruchteile von Sekunden sahen die Menschen die Augen des Herrschers dieses unheimlichen Reiches, während die niederen Dämonen wie eine wilde, ungeordnete Horde davon stürzten, um irgendwo ihre wertlose und abstoßende Existenz, die auf Tod und Blut von Menschen aufgebaut war, zu erhalten.

Hellmark fühlte, wie sein Glieder sich spannten, wie er frei wurde.

Er starrte auf das sich windende Gesicht mit den gräßlichen Augen.

Sie waren flammend gelb, mit dreieckigen, spitzen Pupillen, die wie scharfkantige Diamanten in den Augenhöhlen saßen.

Macabros sprang, Carminia Brado auf den Armen, vom Altar, setzte über einen sich auflösenden Dämonen hinweg, der in einer dunkelgrünen Wolke zu Nichts wurde.

Hellmark rannte über die Grabhügel hinweg, auf Macabros und Carminia zu.

»Hellmark!« Es war die vergehende Stimme des Mannes, der sich Markoff nannte. Aus diesem einen Wort, das zum Aufschrei wurde,

waren Haß und Fluch, Verzweiflung und grenzenlose Angst herauszuhören. Ein Dämon mußte sterben. Ein Geschöpf der Hölle, das den Tod nicht kannte, wurde ausgelöscht.

Wie von Sinnen jagten die Seelenvögel über den Himmel, zogen höher und immer höhere Kreise.

Björn löste seinen Doppelkörper auf. Macabros verlöschte wie das riesige, unheimliche Gesicht mit den dreieckigen Pupillen.

Hellmark nahm die ohnmächtige Carminia auf die Arme. Es war gut, daß sie alles nicht mehr mitbekam.

»Komm!« sagte die Stimme aus dem Totenschädel. Es war eine furchtbare Stimme, und Hellmark zuckte zusammen. Er mied den Blick auf den sich bewegenden, gräßlichen Kopf. Der Anblick ließ auch ihn als Mensch nicht unberührt. Obwohl er wußte, daß nur Mahay es war, der die Dämonenmaske trug, erschauerte er.

Die große, bronzefarbene Hand des Mannes aus Bhutan streckte sich ihm entgegen. Beide Männer eilten den Weg zu der Stelle zurück, wo sie den Totenacker der Dämonen erstmals betreten hatten. Dort mußte es eine Möglichkeit zur Rückkehr geben. Mahay schien die Möglichkeit zu kennen.

Sie erreichten die Stelle zwischen den Grabreihen, wo die langen, erstarrten Beine wie anklagend in den düsteren Dämonenhimmel ragten.

Hier gingen Veränderungen vor. Weit und breit kein Geschöpf der Hölle. Durch das Auftauchen Rani Mahays war etwas in Gang gekommen, was niemand erwartet hatte. Vernichtung war in den Vorraum der Hölle getragen worden.

Zu allen Zeiten schützten sich naturverbundene Völker durch das Tragen von Masken vor dem bösen Blick der Dämonen. Diese Menschen mußten irgendwann einmal Kenntnis von Dingen erhalten haben, die heute weitgehend verlorengegangen war oder die man nicht mehr ernst nahm, weil sie nicht in eine – angeblich aufgeklärte – und volltechnisierte Welt paßte.

Mahay verhielt im Schritt. Sie waren zwischen den erstarrten Beinen angekommen, wo Hellmark das Kreuz auf die Erde gekratzt hatte.

»Man muß sich zweimal um seine eigene Achse drehen«, sagte Mahay mit seiner fremden, fürchterlichen Stimme, die durch das Tragen der Dämonenmaske so moduliert wurde. »Einmal zur Erde hin verbeugen und dreimal den Namen ’Asmodi’ aussprechen. So jedenfalls haben es Sisley und Fleetwood gestanden. Wenn sie nicht gelogen haben, müßten wir auf der anderen Seite der Welt wieder ankommen.«

Sie machten gemeinsam die seltsame Zeremonie. Wie ein Hohn war es, daß sie den Mächten, denen sie den Kampf angesagt hatten,

Tribut zollten, in dem sie diese verehrende Zeremonie durchführten.

Die Höllenlandschaft vor ihnen verschwamm.

Das Gesicht Markoffs war verschwunden, die von ihm herbeigerufenen Dämonen waren irgendwo in der endlosen Weite dieser Schreckenslandschaft untergetaucht. Der Himmel war nicht mehr frostiggrau, sondern schwarz, schwarz vor lauter geierartigen Vögeln, die sich herabsenkten, sie umkreisten.

Sie suchten Hilfe. Aber die konnte ihnen niemand mehr geben, denn sie waren Verdammte.

*

Ein Sog packte sie und schleuderte sie durch einen Schlund. Es war rundum alles schwarz. Sie fühlten nur die Nähe ihrer Körper.

Bruchteile von Sekunden dauerte der Weg aus dem Vorzimmer der Hölle in das geheimnisvolle Zimmer, das in Boris Markoffs Wohnung lag.

Dort kamen sie an.

Aber sie waren nicht allein.

Etwas hatte sie begleitet.

Ein großer schwarzer Vogel war mit dem Sog, der sie gepackt hatte, mitgerissen worden.

*

Das riesige schwarze Tier umflatterte ihre Köpfe.

Unwillkürlich duckten sich Mahay und Hellmark, der immer noch Carminia auf seinen Armen trug.

Alles ging sehr schnell. Es blieb für alle Zeiten ein Geheimnis, ob der Seelenvogel aus dem jenseitigen Reich durch Zufall oder absichtlich in den Sog gestürzt war.

Aus der Nähe erkannten sie, wie groß der Vogel wirklich war, der sich wie ein riesiger Schatten herabsenkte.

Die Flügel streiften ihre Köpfe. Mahay streckte schon seine Hand aus, das Tier abzufangen.

Da wurde es seltsam durchsichtig.

Es verlor seine Form. Aus dem geierartigen Vogel löste sich eine helle, durchscheinende Gestalt. Der Körper von Sally Swanson.

Man sagt, daß der Geist, daß die Seele die äußere Gestalt formt.

Wie ein Geist stand Sally Swanson in dem dämmerigen Raum.

Dann verlöschte sie.

Aber esblieb Zeit genug, zu erkennen, daß ein zufriedenes, stilles Lächeln ihre vergehenden Züge beherrschte.

Ihr war die Flucht aus dem Höllenreich geglückt. Sally Swanson litt

nicht mehr. Nicht nur ihr Körper – auch ihr Geist war tot. Über sie hatte der Fluch des ewigen Leids, das Markoff allen prophezeit hatte, keine Macht mehr.

*

Mahay riß die Dämonenmaske vom Kopf.

Durch die Fenster des geheimnisvollen Zimmers fielen die ersten Sonnenstrahlen. Der Morgen dämmerte.

Hellmark erfuhr, daß nur in der Nacht der Sog in diesem normal und alltäglich eingerichteten Zimmer aktiviert wurde. Tagsüber passierte gar nichts.

Björn erfuhr auch von Fleetwood und Sisley, die sich in Polizeigewahrsam befanden.

Durch Fleetwood und Sisley hatte der Mann aus Bhutan, der sich als ein wahrer Partner und Freund erwiesen hatte, von Markoffs Wohnung und von seiner führenden Rolle erfahren.

Umgehend hatte Mahay sich hierherbegeben. Keine Sekunde zu früh war er im Jenseits angekommen.

Fleetwood und Sisley hatten gesprochen, und sie hatten die Wahrheit gesagt.

In der gleichen Stunde wurde Carminia Brado noch in ein Hospital außerhalb New Yorks gebracht, wo sie untersucht wurde. Die Versteifung ihrer Glieder ging langsam von selbst zurück.

Durch die Aussagen Sisleys und Fleetwoods kam vieles zur Sprache, was auch den abgebrühten Beamten der Mordkommission einige Schauer über den Rücken jagte.

Dann waren da noch die Bücher der Sektenführer, in denen die Aufnahmetexte standen und die Namen, für die die Polizei besonderes Interesse zeigte.

So kam man auf die Spur der Mitglieder der Loge, die mit Menschenleben spielten. Beide Nester der Teufelsanbeter wurden ausgehoben.

Fleetwood und Sisley kamen in Untersuchungshaft.

Aber sie entgingen nicht der Strafe ihrer satanischen Freunde.

Am nächsten Morgen fand man sie in ihren verschlossenen Zellen.

Sisley und Fleetwood lagen auf ihren Betten und rührten sich nicht. Der Gerichtsarzt stellte fest, daß beide erwürgt worden waren. Doch niemand hatte die Zelle betreten können. Es sei denn, der Besucher wäre durch die Wand gekommen.

Den Dämonen hatten sie ihr Leben verschrieben, die Dämonen hatten sie geholt…

*

Durch Captain Harold Lincoln, mit dem sie sehr ausführlich konferiert hatten, erfuhren Björn Hellmark und sein Freund Rani davon.

»Man soll sich erst gar nicht mit ihnen einlassen«, murmelte der blonde Deutsche. »Wenn man nur den kleinen Finger ausstreckt, ergreifen sie die ganze Hand und schließlich Körper und Geist. Hände weg sollte man allen denen zurufen, die teuflische Mächte anrufen.«

ENDE